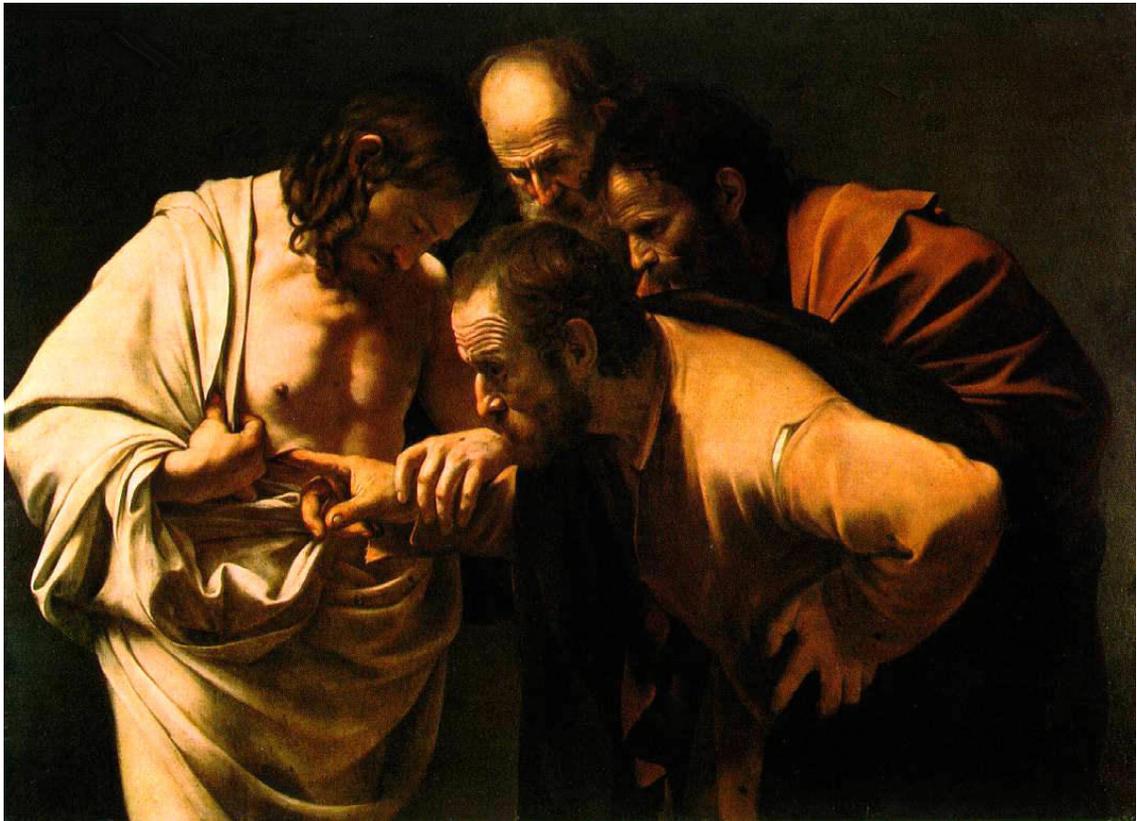


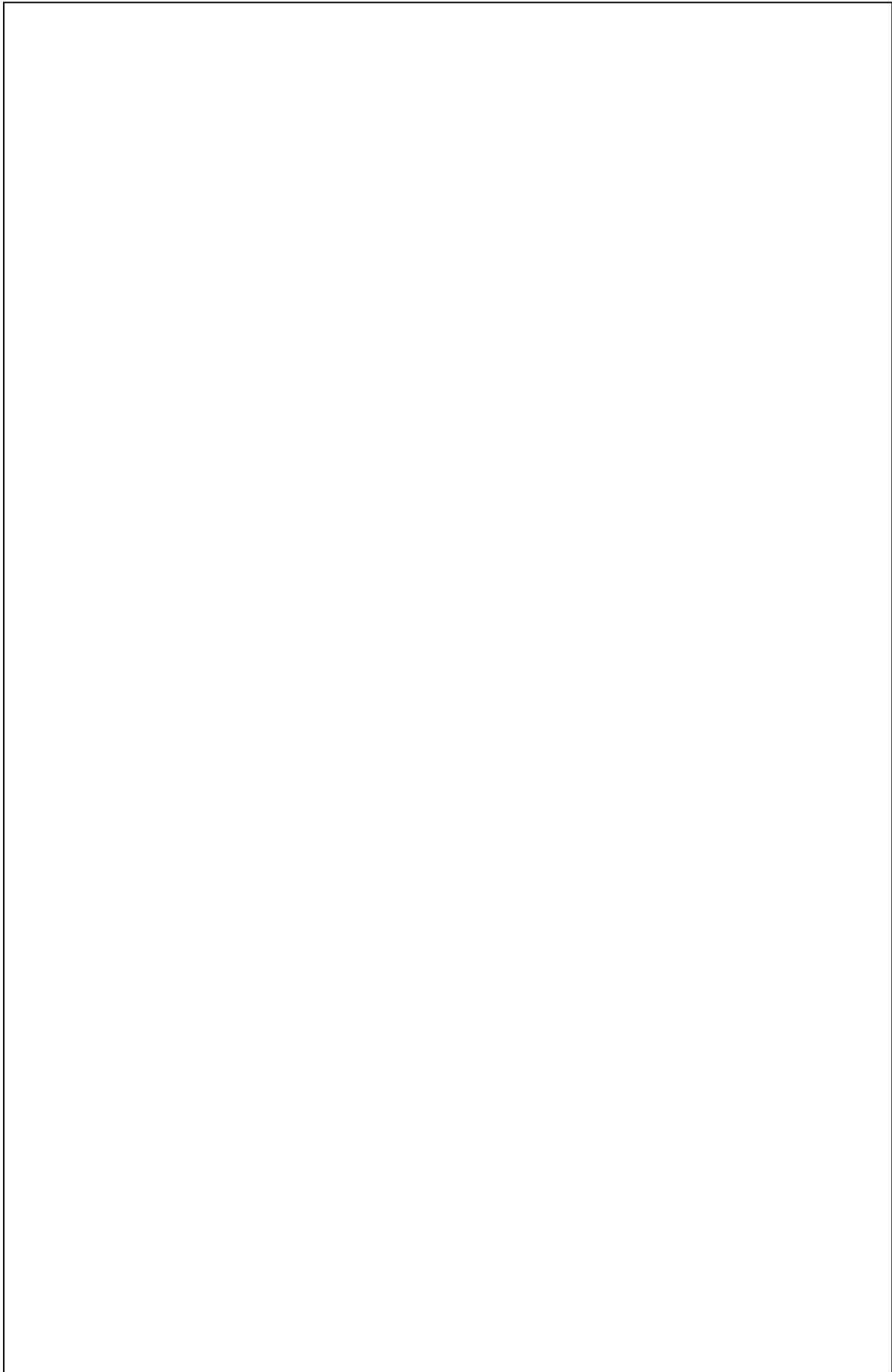
Liber

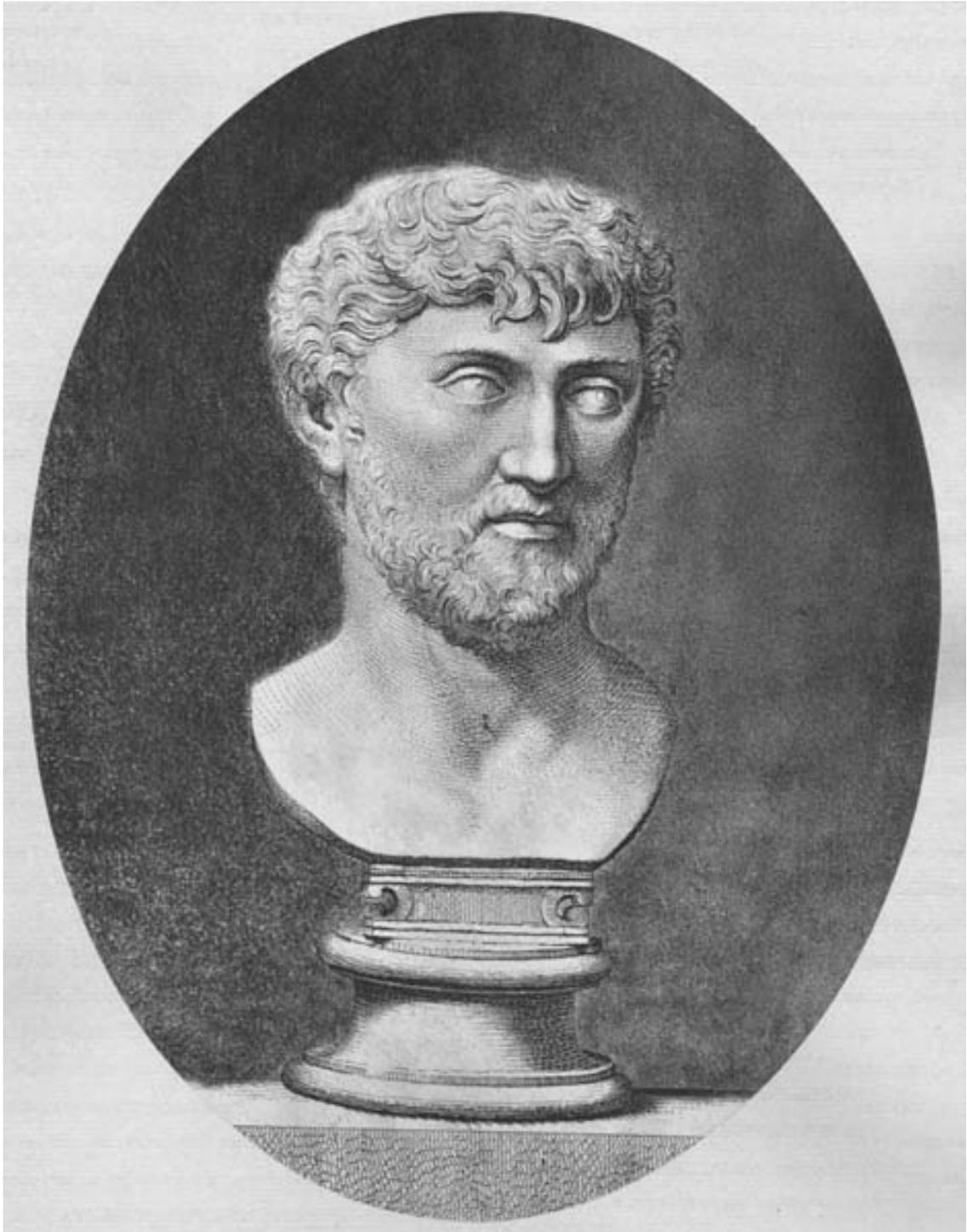


Der ungläubige Thomas

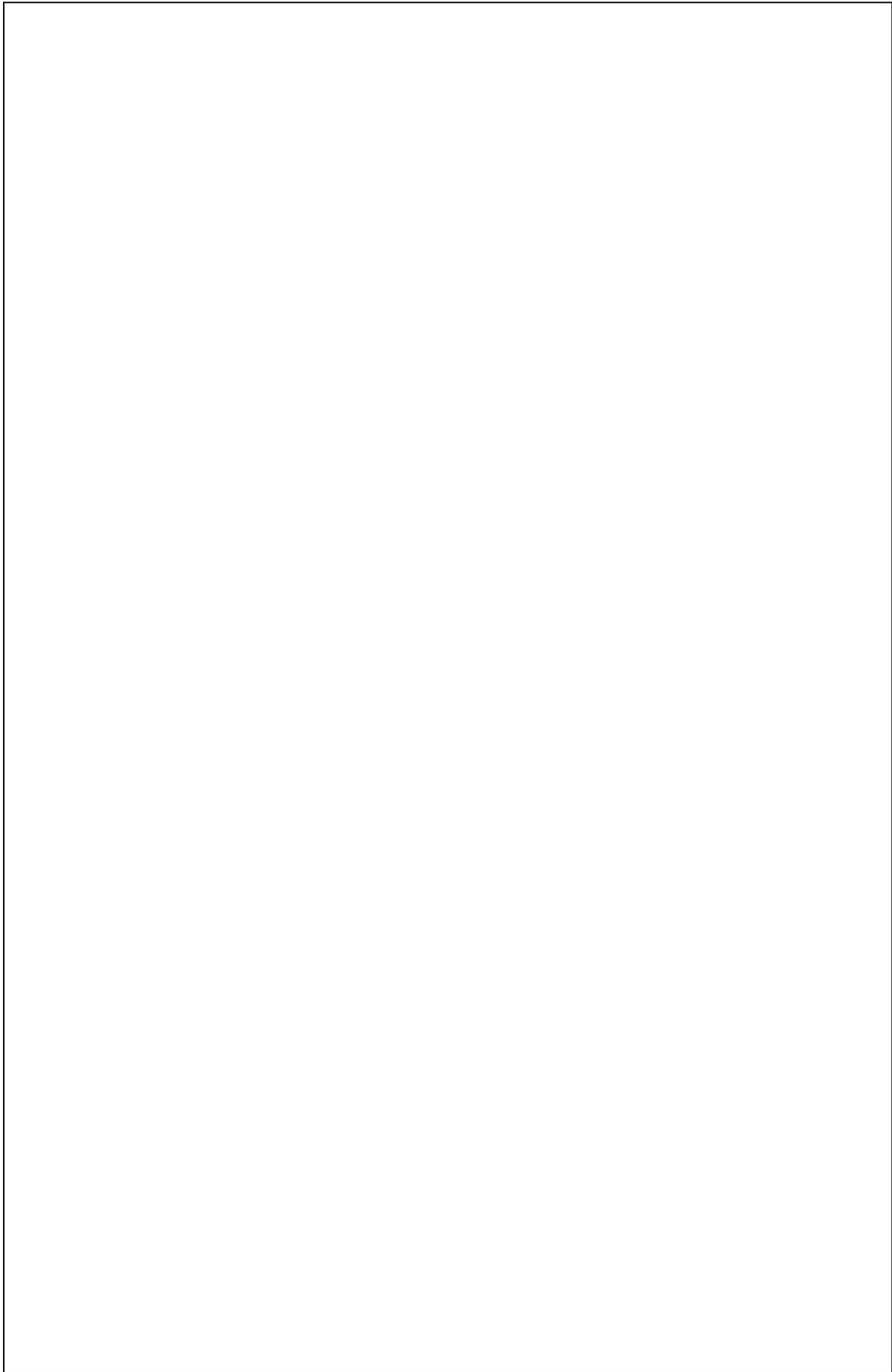
Michelangelo Merisi da Caravaggio

Das Buch Epikur





Titus Lucretius Carus



Inhaltsverzeichnis

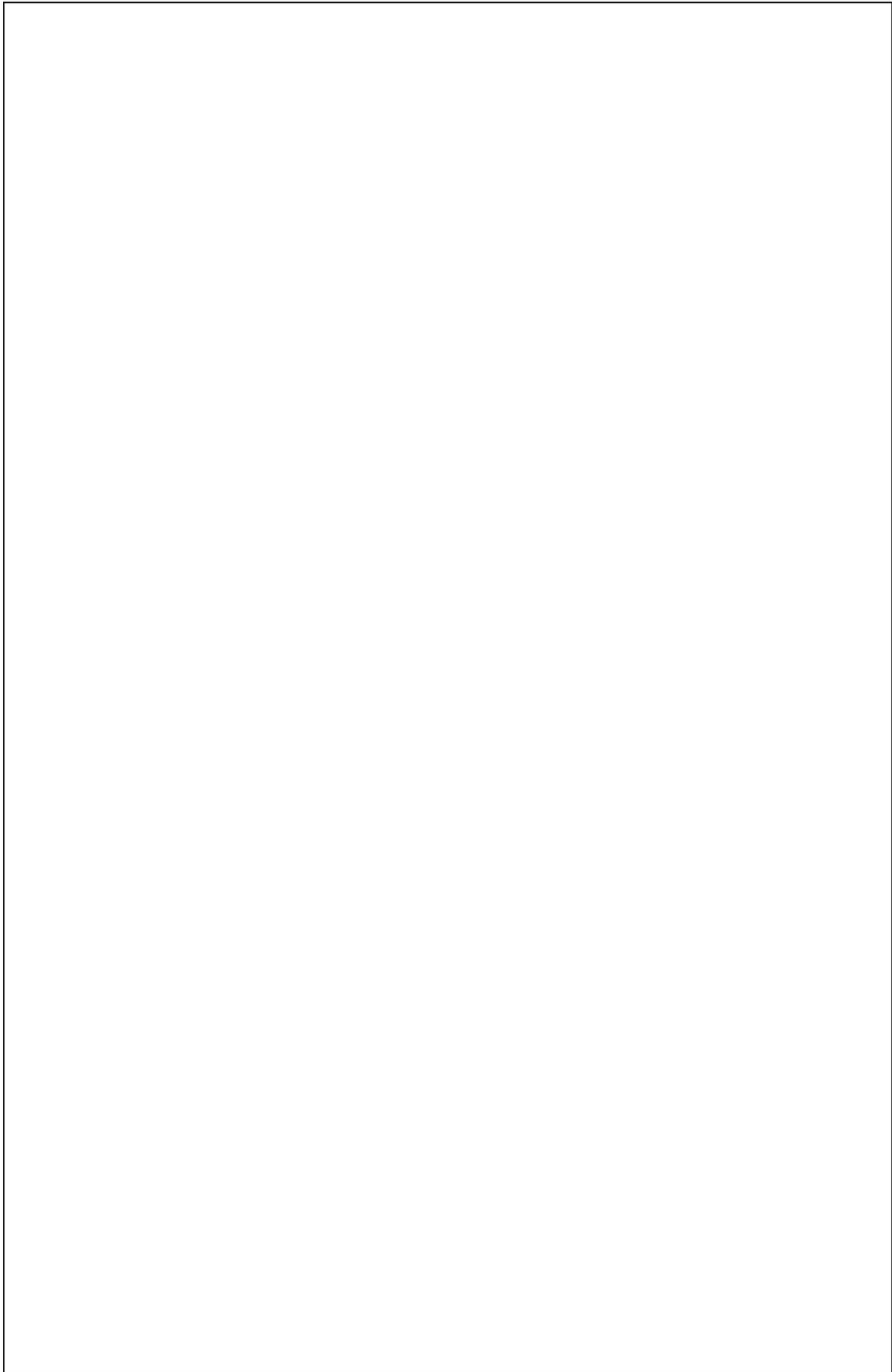
Titus Lucretius Carus

De rerum natura

ERSTES BUCH	9
ZWEITES BUCH	20
DRITTES BUCH	28
VIERTES BUCH	42
FÜNFTES BUCH	50
SECHSTES BUCH	68

Epikuros

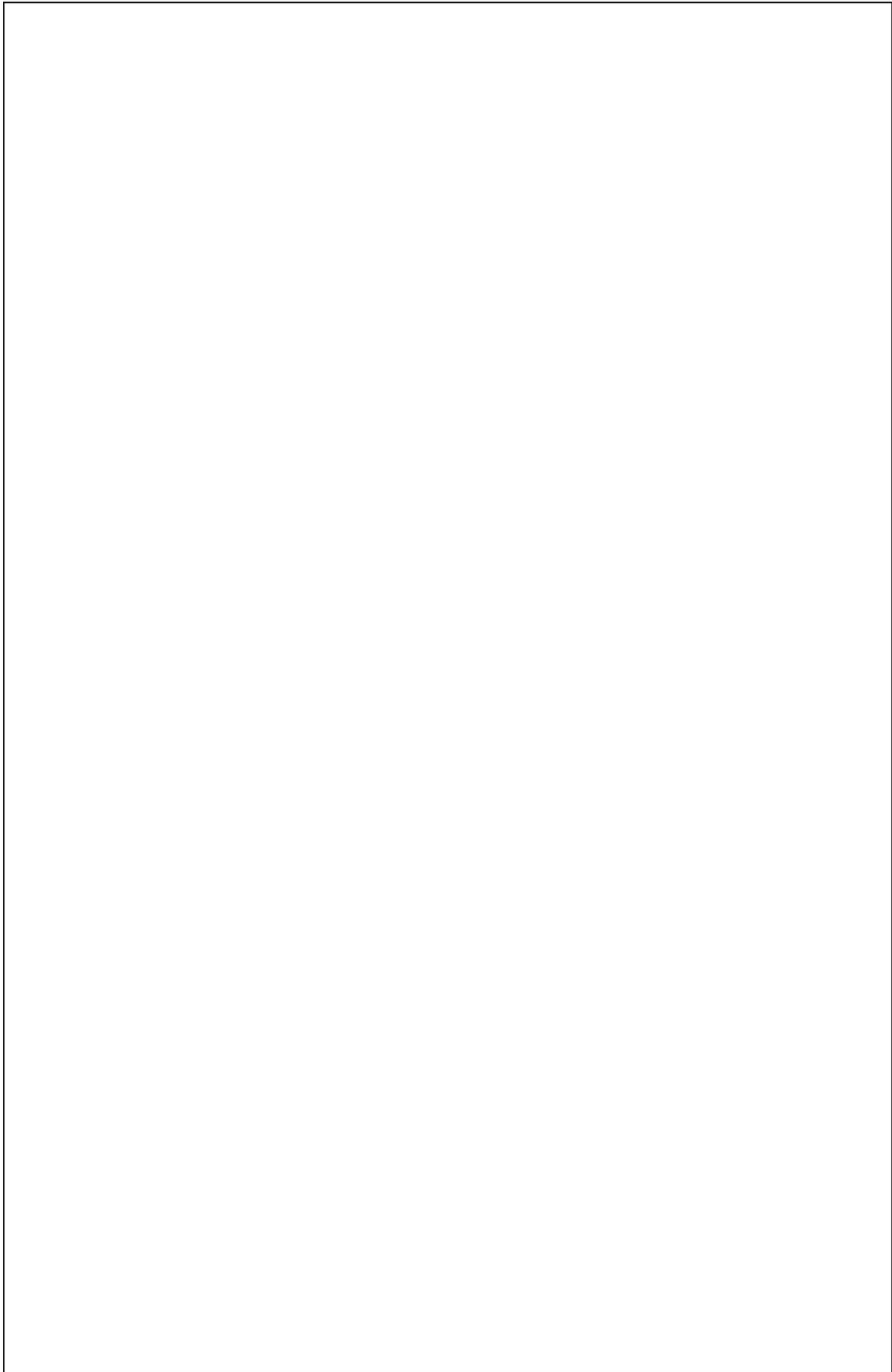
§ 120 EPIKUROUS GRÜBT DEN MENOIKEUS	79
§ 121 SPRÜCHE EPIKURS	83



Titus Lucretius Carus

De rerum natura

Von der Natur der Dinge



Erstes Buch

Die Prinzipien

§ 1 Preis Epikurs

1. Als das Leben auf Erden vor den Blicken der Menschen schmachvoll von der Last schwerwuchtender Religion niedergebeugt war, die ihr Haupt aus des Himmels erhabenen Höhen hervorstreckt und mit greulicher Fratze die Menschheit furchtbar bedrängte, da erkühnte sich zuerst ein Grieche, das sterbliche Auge gegen das Scheusal zu heben und kühn sich entgegenzustemmen.
2. Nicht die Götterfabeln, nicht Blitz und Donner des Himmels schreckten ihn mit ihrem Drohen.
3. Nein, um so stärker nur hob sich sein Mut höher und höher.
4. So wagte er zuerst die verschlossenen Pforten der Mutter Natur im gewaltigen Sturm zu erbrechen.
5. Also geschah es.
6. Sein mutiger Geist blieb Sieger, und kühn setzte er den Fuß weit über die flammenden Mauern des Weltalls und er durchdrang das unendliche All mit forschendem Geist.
7. Von dorthier brachte er als Siegesbeute die Wahrheit zurück und lehrte: was kann werden und was nicht? und wie jedem Ding, durch seine Kräfte begrenzt, ein Ziel und ein endliches Maß gesteckt sei.
8. So liegt uns, wie zur Vergeltung, die Religion völlig besiegt zu Füßen, doch uns, uns hebt der Triumph in den Himmel.

§ 2 Abwehr der Volksreligion

1. Freilich beschleicht mich hierbei die Furcht, als ob du vermeintest, bei diesem System gottlosen Pfad zu betreten und des Frevels Weg zu beschreiten.
2. Doch gerade die übliche Religion ist es, die oft gottlose Taten und Werke des Frevels erzeugt.

3. Haben doch solchergestalt die erlesenen Danaerfürsten an Dianas Altar, der jungfräulichen Göttin, in Aulis Iphigenies Blut in grausamem Wahn geopfert.
4. Als ihr die heilige Binde die Jungfrau locken umsäumend in gleichmäßigem Fall beide Wangen bedeckte, als sie zugleich am Altar den trauernden Vater erblickte und ihm nahe die Priester den Mordstahl unter dem Mantel bargen und der Anblick dem jammerndem Volk Tränen entlockte, da sank sie stumm vor Angst auf die Knie hinab zur Erde.
5. Der Armen vermochte in dieser Stunde nichts zu helfen, daß sie den König zuerst mit dem Namen des Vaters begrüßte.
6. Denn von den Fäusten der Männer ergriffen, wurde sie zitternd hin zum Altar geschleppt, nicht um nach dem festlichen Opfer dort in dem Hochzeitszug mit Jubel geleitet zu werden, nein, in der Brautzeit selbst wurde sie, die Unschuldige, von dem eigenen Vater schuldvoll hingeschlachtet als Opferlamm, auf daß endlich die Flotte den glücklichen Auslauf gewinne.
7. Soviel Unheil vermochte die Religion zu erzeugen.

§ 3 Warnung vor den Priestern

1. Du denkst vielleicht, von den drohenden Worten der Priester heftig bedrängt und bekehrt, aus unserem Lager zu fliehen!
2. Denn was könnten sie dir nicht alles für Märchen ersinnen, die dein Lebensziel von Grund aus verkehren und mit lähmender Angst dein Glück vollständig verwirren könnten!
3. Und in der Tat, wenn die Menschen ein sicheres Ende ihrer Leiden sehen könnten, dann könnten sie mit einigem Grund auch der Religion und den Priesterdrohungen trotzen.
4. Doch so fehlen für den Widerstand die Kraft und die Einsicht, da uns die Angst vor den ewigen Strafen der Hölle umfängt.

§ 4 Wesen der Seele

1. Denn man weiß ja doch nichts von dem Wesen der Seele; man weiß nicht, ob sie schon mit der Geburt in uns eingeht oder ob sie dann erst entsteht und im Tod mit dem Leib zusammen sich auflöst; ob sie im Orkus und seinen geräumigen Sümpfen verschwindet oder ob göttliche Macht sie in andere Geschöpfe verbannt.
2. So sang Ennius einst, der erste der römischen Dichter, der sich von des Helikon Höhen ewig grünenden Lorbeer zum Kranze pflückte.
3. Hell klingt sein Preis durch Italiens Lande.
4. Zwar verkündet der Dichter in seinen unsterblichen Versen, unten am Acheron seien wohl allerlei Räume, doch unsere wirklichen Seelen und Leiber gelangten da nimmer hinunter, sondern nur Schattengebilde und wunderlich bläßliche Schemen.
5. So sei einst aus der Tiefe des ewigen Homers Schatten ihm im Traum erschienen und habe mit Tränen im Auge begonnen, ihm im Lied das Geheimnis des Daseins zu enthüllen.

§ 5 Naturforschung als Erlösung

1. Jene Gemütsangst nun und die lastende Geistesverfinsterung kann der Sonnenstrahl und des Tages leuchtende Helle nicht verscheuchen, sondern allein die Naturanschauung und Forschung.
2. Sie muß füglich mit folgendem obersten Leitsatz beginnen:

§ 6 Nichts wird aus Nichts

1. Nichts kann je aus dem Nichts durch göttliche Schöpfung entstehen.
2. Denn nur darum beherrscht die Furcht alle Sterblichen, weil sie am Himmel und hier auf Erden gar vieles geschehen sehen, von dem sie den Grund durchaus nicht zu fassen vermögen.
3. Darum schreiben sie solches Geschehen wohl der göttlichen Macht zu.

4. Haben wir also gesehen, daß nichts aus dem Nichts geschaffen wird, dann wird sich daraus richtiger auch die Folgerung ergeben, woraus füglich ein jegliches Ding zu entstehen imstande ist und wie alles sich bildet auch ohne die Hilfe der Götter.
5. Gäbe es die Entstehung aus dem Nichts, dann könnte aus allem ja alles ohne weiteres entstehen und nichts bedürfte des Samens.
6. So könnte erstens der Mensch aus dem Meer auftauchen, der Fische schuppiges Volk aus der Erde, die Vögel dem Himmel entfliegen, Herdengetier und anderes Vieh wie die wilden Geschöpfe füllten beliebig entstanden das Fruchtlad wie das Ödland an.
7. Auch auf den Bäumen erwachsen nicht immer dieselben Früchte, sondern das änderte sich, kurz, alles erzeugte da alles.
8. Hätte fürwahr nicht jegliches Ding ureigene Keime, wie nur könnte für alles ein sicherer Ursprung bestehen?
9. Doch weil jegliches jetzt aus bestimmten Samen sich bildet, tritt es nur dort an den Tag und dringt zu den Räumen des Lichtes, wo sich der Mutterstoff und die Urelemente befinden.
10. Dadurch wird es unmöglich, daß alles aus allem entstehe, weil in besonderen Stoffen die Kraft eines jeden gesondert ruht.
11. Weshalb sehen wir ferner im Lenze die Rosen erblühen, Sommerhitze das Korn und den Herbst die Trauben uns spenden?
12. Doch wohl, weil zu der richtigen Zeit sich die Samen der Dinge begatten und alles, was sich dann aus ihnen bildet, zu Tage tritt, wenn auch die Witterung hilft und die Leben spendende Erde sicher das zarte Gewächs in die Räume des Lichtes empor führt.
13. Kämen sie aus Nichts hervor, dann würden sie plötzlich entstehen ohne bestimmten Termin auch in anderen Zeiten des Jahres.
14. Denn dann gäbe es ja keine befruchtenden Urelemente, welche mißgünstige Zeit an der Zeugung verhindern könnte.

15. Auch für das Wachstum wären befruchtende Zeiten nicht nötig, wenn die Dinge aus dem Nichts hervorzuwachsen vermöchten.

16. Denn dann würden sofort aus Säuglingen Jünglinge werden und mit urplötzlichem Schuß entwachsen die Bäume dem Boden.

17. Aber so entsteht doch nichts: man sieht es ja deutlich; wie es sich schickt, wächst jedes gemacht aus besonderem Keim.

18. Und so wahrt es die eigene Art auch im weiteren Wachsen.

19. Also man sieht: aus besonderem Stoff mehrt und nährt sich jedes.

20. Hierzu kommt, daß ohne geregelten Regen im Jahre keinerlei labende Frucht uns die Erde zu spenden vermöchte; fehlt dann das Futter, so könnten natürlich hinfort die Geschöpfe weder die Art fortpflanzen noch selbst ihr Leben nur fristen.

21. Darum ist es glaublicher, daß gar vielerlei Stoffelemente vielerlei Dingen gemeinsam sind, wie die Lettern den Wörtern, als daß irgendein Wesen der Urelemente beraubt sei.

22. Schließlich, warum hat Mutter Natur nicht Riesen erschaffen, die mit den Füßen über das Meer zu schreiten vermöchten, die mit den riesigen Händen die mächtigen Berge zerspellten und jahrhundertlang ihr leibliches Leben erstreckten, läge nicht einem jedem für die Entstehung der Wesen bestimmter Urstoff vor, aus dem sich ergibt, was wirklich entstehen kann?

23. Also: Nichts entsteht aus dem Nichts.

24. Dies ist nicht zu leugnen.

25. Denn es bedarf ein jegliches Ding doch des Samens zur Entstehung, wenn es in des Luftreichs dünne Gefilde hervorgehen soll.

26. Endlich sehen wir doch, wie bebautes Gelände den Vorzug vor dem wüsten hat und der Pflüger dort bessere Frucht erntet.

27. Siehe, der Erdenschoß birgt offenbar Urelemente, die wir zum Licht befördern, so oft wir die fruchtbaren Schollen wenden und die Schar den Boden der Erde pflügend durchfurcht.

28. Wären sie nicht, dann wären all unsere Mühen umsonst; denn dann sähe man alles von selbst viel besser gedeihen.

§ 7 Nichts wird zu Nichts

1. Dazu kommt, daß Mutter Natur wiederum alles in die Urelemente zerstreut und Nichts in das Nichts vernichtet wird.

2. Denn wäre irgendein Wesen in allen Teilen zerstörbar, würde es im Nu den Augen entschwinden, sobald es der Tod trifft.

3. Denn dann braucht es ja keiner Gewalt, dessen Teile auseinanderzuscheiden und ihre Verbände zu lösen.

4. Doch nun ist ja ein jedes aus ewigem Samen entsprossen: Darum scheint die Natur die Vernichtung keines der Wesen zuzulassen, solange nicht von außen die Kraft zerstörend wirkt oder ins Leere sich schleichend von innen die Bindungen lockert.

5. Weiter, wenn etwa die Zeit, was sie alt und entkräftet dahinrafft, völlig vernichtend träfe und gänzlich den Urstoff verzehrte, woher führte denn Venus die Gattungen lebender Wesen wieder zum Licht und woher verschaffte die Bildnerin Erde jedem nach seinem Geschlechte das Futter zu Nahrung und Wachstum?

6. Woher füllten das Meer und die eigenen Quellen die von fernher strömenden Flüsse?

7. Wie nährte der Äther die Sterne?

8. Müßte doch längst alles, was immer aus sterblichem Körper besteht, in der unendlichen Zeit und Vergangenheit erschöpft sein.

9. Wenn nun in jener Zeit und den längst vergangenen Tagen jene Stoffe bestanden, aus denen die Welt erschaffen ist, dann müssen sie sicher ein unzerstörbares Wesen besitzen.

10. Also kann in das Nichts auch das Einzelne nimmer zerfallen.

11. Endlich müßte der nämlichen Kraft und der nämlichen Ursache überall alles erliegen, sofern nicht der ewige Urstoff den ganzen Verband bald mehr bald minder vernestelt hielte.

12. Denn schon die bloße Berührung genügte den Tod zu bewirken, weil ja die ewigen Körper dann mangelten, deren Verbindung jegliche Kraft erst zuvor auflösend zerstören müßte.

13. Aber da die Klammern der Urelemente sie untereinander völlig verschieden binden und der Urstoff ewig dauert, hält sich der Bestand der Dinge solange, bis die einzelne Bindung einer genügenden Kraft begegnet, um jene zu sprengen.

14. Nichts wird also zu Nichts, doch löst sich wiederum alles, wenn es zur Trennung kommt, in des Urstoffs Grundelemente.

15. Endlich verschwinden die Regengüsse zwar, wenn sie der Vater Äther zum Mutterschoße der Erde befruchtend hinabschickt, aber die Frucht steigt schimmernd empor, und das Laub an den Bäumen grünt, und sie wachsen empor, bald senkt sich der Ast von den Früchten.

16. Hiervon nähren sich wieder die Geschlechter der Menschen und Tiere, hiervon sehen wir fröhlich die Kinder gedeihen in den Städten, und in dem Laubwald hört man der jungen Vögel Gezwitscher, hiervon strecken ermüdet die feisten, gemästeten Rinder nieder den Leib in das üppige Gras und aus strotzenden Eutern fließt ihr schneeweiß milchiger Saft.

17. Hier trinkt nun das Jungvieh, und von der Milch wie berauscht, die den zarten Kälbchen zu Kopf steigt, spielen sie schwankenden Schrittes wie toll durch das sprossende Gras hin.

18. Also von dem, was man sieht, geht nichts vollständig zugrunde.

19. Denn die Natur schafft eins aus dem anderen und duldet kein Werden, wenn nicht des einen Geburt mit dem Tode des anderen verknüpft wird.

§ 8 Die unsichtbaren Atome

1. Nunmehr, da ich gelehrt, daß nichts aus dem Nichts geboren wird, und daß ebenso auch das Gewordene nicht in das Nichts fällt, daß dich nicht Mißtrauen etwa zu meinen Worten beschleiche, weil man die Urelemente mit Augen zu sehen nicht imstande ist: Höre nun weiter von Körpern, die eingestandenermaßen zwar in der Welt sich befinden und sich doch nicht sichtbar bekunden.

2. Erstlich denke an des Windes Gewalt!

3. Wild peitscht er die Meerflut, senkt die gewaltigsten Schiffe hinab und zerspaltet die Wolken.

4. Oft durchsaust er die Felder in rasendem Wirbel und Sturme, fällt dort Riesen von Bäumen und geißelt die Gipfel der Berge Wälder zerschmetternd im Wehen.

5. So rast der Sturm im grimmigen Schnauben durch das Gelände und tobt mit bedrohendem Brüllen.

6. Was sind also die Winde?

7. Doch wohl nichtsichtbare Körper, welche die Länder und Meere, nicht minder die Wolken des Himmels fegen und in plötzlichem Wirbel verheerend mit sich reißen.

8. Ebenso flutet auch plötzlich die sanfte Natur der Gewässer heftig empor und verpflanzt weithin das Werk der Zerstörung.

9. Wenn sie durch reichliche Regen geschwollen ihr Bett verlassen und von den Bergen herabstürzen, Trümmer von Wäldern und Riesen von Bäumen entführend und entwurzelnd.

10. Festeste Brücken vermögen die Gewalt des plötzlich kommenden Wassers nicht zu hemmen.

11. Es stößt der Fluß vom Regen geschwollen gegen die Dämme mit übergewaltigen Kräften, alles zerstört er mit lautem Gebrüll und wälzt in den Wogen riesige Felsen: er stürzt, was sich gegen die Fluten anstaut.

12. So muß sich also auch das Wehen des Windes erklären.

13. Wie ein gewaltiger Strom zermalmt er alles und wälzt es vor sich mit häufigem Stoße einher, wo immer er einfällt, oder bisweilen ergreift er mit drohendem Strudel die Dinge und trägt sie rasenden Fluges fort im rollenden Wirbel.

14. Also noch einmal: die Winde sind auch nichtsichtbare Körper, da sie in Taten und Sitten als Nebenbuhler erscheinen zu den gewaltigen Strömen, die sichtbare Körper besitzen.

15. Ferner empfinden wir auch gar manche Gerüche von Dingen, die doch nie in die Nähe der riechenden Nase gelangen.

16. Auch die glühende Hitze ist unsichtbar und die Kälte können wir sichtbar nicht sehen, noch pflegen wir Worte zu schauen, obwohl dies alles ein körperliches Wesen besitzen muß, da es die menschlichen Sinne ja doch zu erregen imstande ist; denn nichts als der Körper kann Berührung wirken und leiden.

17. Hängst du ferner ein Kleid an dem flutenumbrandeten Strand auf, wird es dort feucht, doch es trocknet auch wieder in glühender Sonne; aber man hat nicht gesehen, wie des Wassers Nässe in das Gewand hineinkam, noch andererseits, wie sie vor der Hitze floh.

18. Also muß sich das Naß in winzige Teilchen zerteilen, die das Auge auf keinerlei Weise zu sehen imstande ist.

19. Ja auch der Fingerreif wird innen durch stetiges Tragen immer dünner im Laufe der wiederkehrenden Jahre.

20. Gleich wie der fallende Tropfen den Stein höhlt, also nutzt sich auch die eiserne Schar an dem Pflug unmerklich im Boden ab.

21. Ferner wird das steinerne Pflaster bald durch die Füße der Leute abgetreten, am Tore zeigen die ehernen Bilder der Götter verschuerte Hände.

22. Denn immer berührt das Volk in Andacht, wenn es vorüberwandert, zur Begrüßung die Rechte.

23. Also wir sehen nun klar: Dies mindert sich, weil es sich abnützt; doch was in jedem Moment an Körperchen verloren geht, hat die Natur uns mit den Augen zu schauen neidisch verwehrt.

24. Schließlich, was Tag um Tag die Natur allmählich den Dingen zulegt, wie sie allmählich das Wachstum also befördert, das kann ein Auge mit gespanntestem Blick nimmer erspähen.

25. Ebensowenig vermagst du zu sehen, was das dörrende Alter wegnimmt, oder, was die überhängenden Felsen am Meer, welche das Salz zernagt, in jedem Momente verlieren.

26. Unsichtbar sind also die Körper, durch die die Natur wirkt.

§ 9 Das Vakuum

1. Aber es ist nicht alles gedrängt voll Körpermaterie allerseits.

2. Denn es gibt noch im Inneren der Dinge das Leere.

3. Dies zu wissen ist für dich in vielen Beziehungen nützlich; denn es läßt dich nicht schwanken und immerdar ratlos grübeln über das Ganze der Welt, statt unserem Wort zu vertrauen.

4. Also es gibt ein leeres, ein fühlloses, stoffloses Wesen.

5. Wäre das Leere nicht da, dann könnte auf keinerlei Weise irgendein Ding sich bewegen.

6. Denn Widerstand zu entwickeln, das ist des Körpers Amt; dies würde beständig in allen Dingen sich zeigen.

7. Es könnte mithin nichts weiterhin vorgehen; denn nichts wollte zuerst Platz machen für andere Wesen.

8. Aber wir sehen doch jetzt vor den Augen sich vielerlei regen und in verschiedenster Art sich durch Länder und Meere bewegen wie an dem Himmelsgewölbe.

9. Doch fehlte nun etwa das Leere, würde sich nicht nur nichts in reger Bewegung befinden, sondern es fehlte durchaus auch die Möglichkeit jeder Erzeugung, da

sich der rings aufhäufende Stoff nicht zu rühren vermöchte.

10. Übrigens hält man zwar die Dinge für dicht und solide, aber wie locker ihr Körper, ersieht man aus folgendem Beispiel: Durch das Grottegestein fließt Wasser in flüssigem Strome, überall rieseln die reichlich tropfenden Tränen herab.

11. Ferner: die Speise verteilt sich im ganzen Leib der Geschöpfe.

12. Auch die Bäume gedeihen und spenden zur Zeit uns die Früchte, weil sich der Nahrungssaft von den untersten Wurzeln nach oben wie durch den Stamm, so durch alles Gezweig vollständig verbreitet.

13. Mauern durchdringt der Schall und durchfliegt auch verschlossene Häuser, und der erstarrende Frost dringt durch bis zum Mark und den Knochen.

14. Wären die Räume nicht leer, durch welche die einzelnen Körper sich hindurch bewegen könnten, so wäre dergleichen unmöglich.

15. Endlich, warum ist dieses an Gewicht just schwerer als jenes, ohne daß ihre Gestalt an Umfang verschieden wäre?

16. Wäre von Körpermasse gleichviel vorhanden im Wollknäuel wie in dem Klumpen von Blei, dann müßten sie gleichen Gewichts sein; ist doch des Körpers Amt nach unten hin alles zu drücken, wie es zum Wesen des Leeren gehört des Gewichts zu ermangeln.

17. Also was gleichgroß ist und dennoch leichter erscheint, zeigt uns natürlich an, daß sich in ihm mehr Leeres birgt; andererseits gibt uns das, was schwerer erscheint, zu erkennen, daß es an Masse wohl mehr, doch weniger Leeres enthalte.

18. Also es ist in den Dingen natürlich noch etwas enthalten, was wir spürsamen Geistes erforschen: Wir nennen es das Leere.

§ 10 Nur zwei Prinzipien: Atom und Vakuum

1. Alle Natur, wie sie ist an sich, muß also bestehen aus zwei Dingen allein.

2. Denn Körper nur gibt es und Leeres, welches die Körper umfängt und Bahn schafft jeder Bewegung.

3. Was nun die Körper betrifft, so lehrt der gewöhnliche Sinn schon, daß sie bestehen.

4. Und wenn wir den Sinnen vor allem nicht trauen, fehlt uns der Grund, auf den wir gestützt die verborgenen Dinge irgendwie mit verständigem Geist zu erforschen vermögen.

5. Gäbe es ferner nicht den Ort und den Raum, den wir als das Leere bezeichnen, so könnten sich die Körper ja nirgends lagern oder sich nach verschiedener Richtung irgendwohin bewegen, was wir dir oben vor kurzem ausführlich bewiesen haben.

§ 11 Ein Drittes ausgeschlossen

1. Ferner gibt es ja nichts, was sich als völlig vom Körper verschieden nennen läßt und zugleich nicht minder vom Leeren geschieden, was sich gleichsam als dritte Natur zu den anderen gesellte.

2. Denn was immer nur ist, muß immer aus etwas bestehen, mag es nun groß an Gestalt, mag es endlich auch klein erscheinen: Wenn es Berührung erfährt auch nur in dem winzigsten Umfang, wird sich dadurch auch Betrag und die Summe des Körpers vermehren.

3. Wenn es jedoch nicht faßbar erscheint, da es nirgends verhindert, daß ein beliebiger Körper in voller Bewegung hindurch fährt, merke dir, das ist der Raum, den wir als das Leere bezeichnen.

4. Auch wird, was für sich selber besteht, selbst Wirkungen äußern, oder es wird an sich selbst die Wirkungen anderer erleiden, oder es bietet den Raum für Wirkung und Dasein der anderen.

5. Aber Wirken und Leiden ist ohne den Körper unmöglich,

6. Und es gewährt den Raum nur Körperloses und Leeres.

7. Darum kann neben den Körpern und neben dem Leeren ein Drittes nie und

nimmer für sich bestehen in dem Reiche der Dinge, weder was irgendeinmal für unsere Sinne faßbar sei, noch was der Mensch mit dem Verstande zu erschließen vermöchte.

§ 12 Atomstruktur und Vakuum

1. Körper zerfallen nun teils in Urelemente der Dinge, teils in das, was entsteht durch Verbindung der Urelemente.

2. Aber die Urelemente sind allen Gewalten zum Trotze unvertilgbar.

3. Sie schützt ihr undurchdringlicher Körper.

4. Freilich es scheint recht schwierig zu glauben, es sei in den Dingen irgend etwas mit undurchdringlichem Körper zu finden.

5. Denn es durchdringt ja der himmlische Blitz die Gefache der Häuser, ganz wie der Stimmen Geräusch; weiß glüht das Eisen im Feuer, und es zerbersten die Felsen, wenn Dampf sie heftig erglühen läßt.

6. Wie die Starre des Golds durch die Glut erweicht und geschmolzen wird, so wird der Spiegel des Erzes von der Flamme besiegt verflüssigt.

7. Wärme durchströmt das Silber wie tiefeindringende Kälte.

8. Beides fühlen wir deutlich, sobald die ergreifende Rechte den Pokal faßt, in den sich das Getränk von oben ergießt.

9. So sehr scheint in der Welt nichts Undurchdringliches denkbar.

10. Aber es treibt mich die lautere Vernunft und das Wesen der Dinge; darum höre nun jetzt, wie ich in wenigen Versen zeige, daß es in Wahrheit Keime von festem und ewigem Stoff gibt, die man als die Urelemente des Weltalls betrachten muß; alles entstand und besteht auch jetzt noch einzig aus ihnen.

11. Erstens muß nun notwendig, da diese Prinzipien beide, Körper und leerer Raum, in welchem sich alles bewegt, gänzlich verschiedene Natur, wie man längst entdeckt hat, besitzen, jedes für sich selbstständig bestehen und rein sich erhalten.

12. Denn wo immer der Raum sich erstreckt, den Leeres wir heißen, ist kein Körper vorhanden, und wiederum, wo sich der Körper ausdehnt, fehlt vollständig das Körperlose, das Leere.

13. Darum sind die Urelemente solid und ermangeln des Leeren.

14. Da sich nun ferner das Leere in allem Erschaffenen findet, muß ringsum sich ein dichter Stoff um das Leere erstrecken.

15. Denn bei keinem der Wesen vermag man mit richtigem Schluß darzutun, daß sich das Leere in ihm verbirgt und versteckt hält, wenn man zugleich nicht den dichten, umfassenden Stoff noch dazu nimmt.

16. Dies kann füglich nichts anderes sein als vereinigter Urstoff, der in den Dingen das Leere zusammenzuschließen vermag.

17. Also kann der Urstoff selbst, der aus dichtestem Körper bestehen muß, nur urewig sein; das übrige löst sich im Tod auf.

18. Ferner, wenn das nicht wäre, was Raum verstatet, das Leere, wäre ja alles solid, und wiederum, gäbe es die Körper nicht, die sicher die Orte besetzten und völlig erfüllten, dann wäre unsere Welt nichts anderes als ödeste Wüste.

19. Also Körper und Leeres ist wechselseitig geschieden; dies ist klar, da weder das Volle ausschließlich für sich steht noch auch das Leere.

20. Somit gibt es eben besondere Körper, welche den leeren Raum von dem Volle zu scheiden vermögen.

21. Diese lassen sich nicht durch Schläge von außen zertrümmern, noch löst sich irgendwie ihr festes Gefüge von innen, noch bringt sie irgendein anderer Fall erschütternd ins Wanken, was ich schon oben vor kurzem dir deutlich zu zeigen vermochte.

22. Wo das Leere nicht ist, da erscheint auch jede Verbeulung, jedes Zerbrechen unmöglich, wie jegliche Teilung in Hälften.

23. Nässe berührt sie nimmer, noch tief einwirkende Kälte, noch eindringendes Feuer, die alles zerstörenden Feinde.

24. Aber je mehr von dem Leeren ein Ding in dem Innern beherbergt, um so leichter erliegt es dem Eingriff jener Gewalten.

25. Sind nun also, so wie ich es gelehrt, die Urelemente dicht und ohne das Leere, dann müssen sie ewig bestehen.

26. Übrigens: wäre der ewige Urstoff in der Welt nicht vorhanden, wäre schon alles wohl längst in das Nichts vollständig versunken und was wir irgend erblicken, müßte immer von neuem erstehen.

27. Aber ich habe schon früher gelehrt, nichts könne sich bilden aus dem Nichts, noch zurück in das Nichts das Geschaffene sinken; deshalb müssen die Urelemente unsterblichen Leibes sein, in die sich zuletzt jedwedes Geschaffene auflöst, um dann wieder den Stoff zu erneuten Geburten zu liefern.

28. Also die Urelemente sind einfach stets und solide, und sie können nicht anders auf ewig sich selber bewahren und seit undenklicher Zeit stets neue Geburten erschaffen.

§ 13 Unteilbarkeit der Atome

1. Hätte nun ferner die Natur der Zerstörung unter den Dingen kein Ende gesetzt, dann wären schon lange die Körper des Urstoffs durch der vergangenen Zeiten Verderb so völlig vernichtet, daß keines ihrer Geschöpfe von der Stunde der Zeugung ab binnen bestimmter Frist zu des Lebens Höhe gelangen könnte.

2. Denn wir sehen, wie alles sich schneller zu lösen imstande ist als aufs neue zu bilden.

3. Darum auch könnte sich niemals, was die unendliche Zeit in der Reihe vergangener Tage bis auf die jetzige Stunde zerstreut oder zertrümmert hat, wieder aufs neue gestalten im Laufe der künftigen Zeiten.

4. Doch jetzt bleibt ja natürlich ein festeres Ziel der Vernichtung abgesteckt, da wir sehen, wie jegliches Ding sich erneuert, und wie für jedes Geschlecht zugleich auch besondere Fristen feststehen, innerhalb deren sich des Lebens Blüte aufschließt.

§ 14 Struktur der vier Elemente

1. Dazu kommt noch das Neue, daß, ob auch die Körper des Urstoffs völlige Dichte besitzen, trotzdem die entstehenden Dinge Luft, Feuer, Erde und Wasser von lockerer Beschaffenheit werden.

2. All dies läßt sich durch das Leere verstehen, das sich allem beimischt.

3. Wären dagegen schon die Grundelemente der Dinge locker, woher stammten dann Eisen und harter Kiesel, wie wären diese geworden, wo bliebe die Kraft, dies alles zu schaffen?

4. Niemand könnte das sagen.

5. Es würde dann die ganze Natur des grundsteinlegenden Anfangs völlig und ganz ermangeln.

6. Also sind die Grundelemente zwar einfach und solide, aber durch ihren Verband, wenn sie sich fest aneinander schließen, können die vielen zusammen gewaltige Kräfte entfalten.

7. Wäre sodann der Vernichtung der Körper kein Ende gesetzt, müßten doch einige Körper zum mindesten übrig geblieben sein, die aus ewiger Zeit sich bis jetzt in den Dingen erhielten und sich rühmten, aus allen Gefahren entronnen zu sein.

8. Aber da längst feststeht, sie seien zerbrechlichen Wesens, ist es ein Widerspruch, daß jene die ewige Zeit durch trotz unzähliger Stöße sich am Leben erhalten könnten.

9. Endlich ist festgestellt, daß jedem Geschlechte das Ende seines Wachsens und Lebens von vornherein gegeben ist, und was jedes den Naturgesetzen zufolge vermag oder was nicht, steht längst schon fest nach ewiger Satzung.

10. Daran ändert sich nichts, vielmehr bleibt alles beständig, so, daß stets nach der Reihe die buntgefiederten Vögel je nach ihrem Geschlecht dieselbigen Tupfen vererben; also müssen sie wohl den nimmer sich ändernden Urstoff schon in dem Körper besitzen.

11. Denn könnten die Urelemente irgendwie in den Dingen beliebig Veränderung leiden, dann wäre auch nicht klar, was eigentlich entstehen könnte oder was füglich auch nicht; und wie jedem Ding, durch seine Kräfte beschränkt, ein Ziel und ein endliches Maß gesteckt sei.

12. Nie auch könnten die Geschöpfe nach Sippen getrennt Bildung, Bewegung, Gesittung und Lebensführung der Eltern ererben.

§ 15 Gibt es ein Minimum?

1. Weil nun bei jenem Urelement ein äußerster Punkt ist, das unseren Sinnen schon nicht mehr zu schauen vergönnt ist, so kann dieser natürlich nicht weitere Teilchen besitzen, sondern ist schlechthin das Kleinste, das nie für sich bestanden hat als selbständiger Teil und nie als solcher bestehen wird.

2. Denn es ist selbst nur des anderen Teil, und zwar nur das eine Erste, wie andere dann und andere ähnliche Teilchen dicht aneinander sich reihen, um so das Atom zu gestalten.

3. Da sie für sich nicht bestehen können, so müssen sie alle unauflösbar in jedem Bezug aneinander sich ketten.

4. Die Grundelemente sind also stets einfach und solide, da sie mit winzigsten Teilchen zwar eng aneinander geschlossen, doch nicht entstanden sind aus einzelner Teilchen Verbindung, sondern durch Einheit mächtig, die ewiges Leben verbürgt.

5. Davon läßt die Natur nichts abtun oder vermindern; denn sie muß ja die Keime zu künftigen Geburten bewahren.

6. Nimmt man sodann dies Kleinste nicht an, so würden doch die winzigsten

Körper wieder aus unzähligen Teilen bestehen.

7. Denn stets würde die Hälfte sich weiter in Hälften zerteilen, und so würde das Teilen ja nirgends ein Ende erreichen.

8. Größtes mithin und Kleinstes, wie unterschiede sich beides?

9. Rein durch nichts.

10. Denn ließe sich auch das All in Gesamtheit wirklich unendlich teilen, so würde doch ebenso wieder all das Kleinste bestehen aus unendlich teilbaren Teilen.

11. Doch die gesunde Vernunft verwirft dies gänzlich und leugnet, daß es unserem Geist je glaublich erschiene.

12. So mußt du überwunden gestehen: es ist wirklich ein Kleinstes vorhanden, das nicht teilbar mehr ist.

13. So mußt du denn weiter gestehen, daß es infolge der dichten Struktur unsterblichen Wesens ist.

14. Endlich wenn die Natur, die Schöpferin, alles Geschaffene wieder in kleinste Partikel sich ganz zu verflüchtigen zwänge, könnte sie nimmer aus diesen die alten Gebilde erneuern deshalb, weil ja doch diese unteilbar kleinsten Partikel nicht das besitzen können, was zeugende Stoffe besitzen müssen: Gewicht und Stöße, Zusammenprall und Bewegung wie vielfache Verbindung; denn nur so betätigt sich alles.

§ 16 Das Unendliche

1. Doch nachdem ich gelehrt, daß des Urstoffs dichteste Körper ununterbrochen und unzerstört durch die Ewigkeit fliegen, laß mich nunmehr entwickeln, ob die Summe derselben begrenzt ist oder auch nicht, ob weiter das Leere, das wir oben fanden, und der Raum und der Ort, in dem sich die Dinge bewegen, aller Wege und völlig nach allen Seiten begrenzt ist oder sich endlos weitet in unergründliche Tiefe!

2. Hiernach hat alles, was ist, nach keinerlei Richtungen irgendwelche Begrenzung.

3. Es müßte ja dann auch ein Äußerstes haben; aber ein Äußerstes gibt es nur

dann, wenn irgendein Körper jenseits, der es begrenzt, vorhanden ist.

4. Aber man sieht schon hiernach den Punkt, wo weiter das Wesen der Sinne nicht zureicht.

5. Weiter nun muß man gestehen, daß es nichts gibt außer dem Weltall; so gibt es auch kein Äußerstes hier, kein Maß und kein Ende, auch ist es einerlei für den Raum, wohin du dich stellst.

6. Denn von dem Ort, wo gerade sich jeder befindet, erstreckt sich überallhin gleichweit das unendliche All in die Runde.

7. Denkst du nun aber den ganzen vorhandenen Weltraum begrenzt und vermöchtest du zum letzten und äußersten Ende des Weltalls vorzudringen und dort die beflügelte Lanze zu schleudern, willst du da lieber behaupten, mit kräftigem Schwung geschleudert fliege sie weiter nun fort nach dem einmal gegebenen Zielpunkt, oder vermeinst du, daß irgendein Halt sie zu hemmen vermöge?

8. Denn eins oder das andre verbleibt dir nur zuzugestehen.

9. Jedes von beiden verschließt dir den Ausweg.

10. Also muß das All (Dies ist der zwingende Schluß) sich ohne Ende weiter erstrecken.

11. Denn mag irgendein Halt die beflügelte Lanze verhindern, bis an das Ziel zu gelangen und dort am Ende zu ruhen, oder fliegt sie so fort: nie nahm sie vom Ende den Ausflug.

12. So verfolge ich dich stets, und wo du auch immer das Ende der Welt setzt, da frage ich: Was soll aus der Lanze nun werden?

13. Also folgt: in dem All ist nirgends ein Ende zu finden, und da Raum ist zur Flucht, so erweitert sich immer der Fluchtweg.

14. Wäre nun außerdem die gesamte Masse des Weltraums ringsumher umschlossen von festverrammelten Schranken und so endlich begrenzt, dann wäre die Masse des Stoffes überallher durch ihr schweres Gewicht in die Tiefe gesunken,

und nichts könnte geschehen hier unter dem Dache des Himmels, ja es fehlte sogar mit dem Himmel die strahlende Sonne.

15. Denn zusammengeklumpt läge unten der sämtliche Weltstoff, wo er sich niedergeschlagen seit unermeßlichen Zeiten.

16. Doch nun gibt es in der Tat für die Körper der Urelemente nirgends ein Ausruhen.

17. Gibt es doch nirgends ein völliges Unten, wo sie sich vereinen und festere Sitze gewinnen könnten.

18. Alles regt sich und rührt sich stets in beständiger Bewegung überallher, ja es schnellen von unten die Körper des Urstoffs aus dem unendlichen Raum hervor und ersetzen die Lücken, endlich liegt doch vor Augen, wie eins von dem anderen begrenzt wird.

19. Luft grenzt das Gebirge ab, und Berg grenzt wieder die Luft ab, Land grenzt sich ab vom Meer, und das Meer grenzt wieder das Land ab.

20. Aber das Weltall freilich, da gibt es nichts, was es umschlösse, also das Wesen des Raums und die gähnende Tiefe des Leeren dehnt sich so weit, daß der funkeln- de Blitz, selbst wenn er im Fallen ewige Zeiten gebrauchte, doch niemals zum Ende käme, daß er sogar nicht einmal die noch übrige Strecke verkürzte, so unendlich erstreckt sich die unermeßliche Weite, welche den Dingen den Raum nach jeglicher Seite gewährt.

21. Weiterhin hält die Natur das Verbot: die Gesamtheit der Dinge darf sich nicht selber die Schranken errichten; sie läßt darum den Körper sich durch das Leere begrenzen und wieder das Leere durch jenen.

22. So ist wechselseitig Unendlichkeit allem verbürgt.

23. Oder wenn eins von den beiden Prinzipien Schranken erhielte, würde das andere durch seine Natur sich schrankenlos weiten.

24. [Denn wenn beispielsweise das Leere im Raum beschränkt ist, kann es in sich nicht unendliche Stoffelemente fassen; wä-

ren diese hingegen beschränkt und das Leere unendlich,] würden nicht Meer, nicht Land, nicht das leuchtende Himmelsgewölbe, weder das Menschengeschlecht noch die heiligen Leiber der Götter auch nur ein winziges Weilchen das Leben zu fristen vermögen.

25. Denn dann würde die Masse des Stoffs aus dem eigenen Verband ausgetrieben sich frei im unendlichen Leeren zerstreuen, oder vielmehr sie könnte ja gar nicht sich sammeln und etwas schaffen, dieweil das Zerstreute sich nimmer vereinigen ließe, denn nicht mit Absicht haben die Urelemente der Dinge jedes der Reihe gemäß sich mit Spürsinn zusammengeordnet oder durch einen Vertrag die Bewegungen sämtlich vereinbart, sondern da viele von ihnen auf vielerlei Weise sich ändernd aus dem Unendlichen schwirren, wenn Stöße sie jagen, durch das All hin, kommen sie, allerlei Art der Bewegung und Bindung versuchend, endlich dabei wohl auch zu solchen Gestaltungen, wie sie unser bestehendes All zu seiner Erschaffung bedurfte; und nachdem es einmal in die rechte Bewegung geraten, hielt es sich auch im Gang in unzähligen Weltperioden, und sorgt stets, daß das gierige Meer mit reichlichem Zustrom aus den Gewässern der Flüsse gespeist wird, daß auch die Erde Sonnenwärme belebt und die neu entsprossenen Geschöpfe stetig gedeihen, und des Äthers umkreisende Feuer nicht ausgehen.

26. All dies wäre nicht möglich, sofern nicht reichlicher Urstoff aus dem unendlichen Raum sich beständig erheben könnte, um die erlittenen Verluste zur richtigen Zeit zu ersetzen.

27. Denn wie, der Speise beraubt, die Natur der beseelten Geschöpfe schwindet dahin und den Körper verliert, so müßte auch alles Übrige schnell zerrieben, sobald sich der Stoff ihm versagte, weil ihn irgendein Hemmnis vom richtigen Wege gelenkt hat.

28. Auch der Stöße Gewalt, die von außen her überall eindringt, kann nicht ganz jedwede Atomvereinigung retten.

29. Denn sie können wohl häufig ein Teilchen verfestigen und halten, bis noch andere kommen und dadurch dem Ganzen Ersatz wird; doch sie müssen zuweilen auch rückwärts weichen und hierdurch Raum und Zeit zur Flucht den Stoffelementen darbieten, die dann frei von Verbindungszwang sich zu tummeln vermögen.

30. Darum muß immer von neuem so vieles erstehen zum Ersatz.

31. Aber damit es nun doch auch an Stößen nicht selber noch fehle, braucht man von überallher unendliche Fülle des Urstoffs.

Zweites Buch

Fortsetzung der Prinzipien

§ 17 Wonne des Weisen

1. Wonnevoll ist es bei wogender See, wenn der Sturm die Gewässer aufwühlt, ruhig vom Lande zu sehen, wie ein anderer sich abmüht, nicht als ob es uns freute, wenn jemand Leiden erduldet, sondern aus Wonnegefühl, daß man selber vom Leiden befreit ist.
2. Wonnig auch ist es ohne eigene Gefahr die gewaltigen Schlachten, die im Kriege durch das flache Feld toben, mit Augen zu schauen.
3. Doch nichts Süßeres gibt es als die heiteren Tempel zu hüten, welche die Lehre der Weisen auf sicheren Höhen errichtet.
4. Ruhevoll kannst du von dort auf das Treiben der anderen herabsehen, wie sie da schweifen und irren den Pfad zum Leben zu finden, wie das Talent wetteifert, wie Adelsstolze sich streiten, wie sie bei Tag und bei Nacht mit erheblicher Mühsal streben, zum Gipfel der Macht aufzusteigen und den Staat zu beherrschen.

§ 18 Elend der Toren

1. Wie arm ist der Menschen Verstand, wie blind ihr Verlangen!
2. In Welch finsterner Nacht und in wieviel schlimmen Gefahren fließt dies Leben, das bißchen, dahin!
3. Erkennt man denn gar nicht, daß die Natur nichts anderes erheischt, als daß sich der Körper wenigstens frei von Schmerzen erhält und der Geist sich beständig heiteren Sinnes erfreut und Sorgen und Ängsten entrückt ist?
4. Weniges ist es demnach, was im ganzen für unseres Körpers Wesen erforderlich scheint: Fernhalten jeglichen Schmerzes!
5. Mag man auch manche Genüsse bisweilen genehmer uns bieten können: Allein die Natur hat selber doch nicht das

Bedürfnis, daß in dem weiten Palast rings goldene Statuen stehen, Jünglinge, die mit der Hand lichtpendende Fackeln erheben, um für das nächtliche Mahl hinreichendes Licht zu gewähren, oder daß alles von Silber und Gold in den Sälen erglänzt, oder daß Zithermusik von dem goldenen Getäfel zurückschallt, während wir ebensogut mit bescheidenen Mitteln uns laben, wenn wir an Bächleins Rand in dem Schatten ragender Bäume uns zueinander gesellen auf schwellendem Rasen gelagert, wenn zumal auch das Wetter uns lacht und der liebe Frühlings grüne Wiesengefilde mit farbigen Blumen bemalt.

6. Auch die hitzigen Fieber verlassen nicht rascher den Körper, wenn auf gesticktem Brokat du dich wälzest und purpurnem Polster, als wenn du dich auf die Proletarierdecke strecken mußt.

7. Darum, weil nun einmal der Reichtum unserem Körper gar nichts nützt und der Adel und herrschender Stellung Gepränge, darf man im übrigen auch bei dem Geiste dasselbe vermuten.

8. Oder vermeinst du im Ernst, wenn du deine Legionen im Marsfeld wimmeln und aufziehen siehst zu kriegsnachahmendem Schauspiel und als Deckung der Bündner gewaltige Reitergeschwader, alles in starker Bewaffnung, beseelt von der gleichen Begeisterung, oder der Schiffe Gewimmel erblickst, die die Meere beherrschen, meinst du, daß hierdurch dir aus der Seele die Ängste grauslicher Religion verschwinden? daß dann auch die Schrecken des Todes dir dein Herz nicht bedrücken und du von den Sorgen befreit wirst?

9. Wenn wir nun sehen, wie lächerlich dies, wie kindisch das Spiel ist, wie doch in Wahrheit die Ängste der Menschen und quälenden Sorgen nicht vor dem Waffengegummel entfliehen und den grimmen Geschossen, sondern sogar mit den Königen dreist und den Herrschern des Staates Umgang pflegen, und weder vor Gold sich in Ehrfurcht beugen noch vor der glänzenden Pracht der erhabenen Purpurgewänder:

Zweifelst du noch, daß dagegen allein die Vernunft uns die Macht gibt?

10. Müht sich doch dies menschliche Leben stets in der Finsternis ab!

11. Denn wie in dunkler Nacht die Kindlein zittern und beben und vor allem sich graulen, so ängstigen wir uns bisweilen selbst am Tage vor Dingen, die wahrlich nicht mehr zu fürchten sind, als was im Dunkel die Kinder befürchten und künftig erwarten.

12. Jene Gemütsangst nun und die lastende Geistesverfinsterung kann nicht der Sonnenstrahl und des Tages leuchtende Helle scheuchen, sondern allein grundtiefte Betrachtung der Natur.

§ 19 Ablehnung Göttlicher Schöpfung

1. Aber dagegen behaupten welche, die stoffliches Wesen wenig verstehen, die Natur sei ohne das Walten der Götter nicht imstande, so gut dem Bedürfnis der Menschen entsprechend Wechsel der Jahreszeiten und Fruchterzeugung zu regeln und die übrigen Dinge, nach denen zu trachten die Menschen göttliche Wollust selbst als Lebensführerin anreizt, und die schmeichelnd durch Liebe zur Zeugung neuer Geschlechter führt, um das Menschengeschlecht zu erhalten.

2. Wenn sie darum meinen, dies sei alles von Göttern erfunden, so scheinen sie völlig, sich weit von der Wahrheit Weg verirrend, in allem zu straucheln.

3. Denn selbst wenn ich das Wesen der Urelemente nicht kennte, wagte ich doch dies zu behaupten, gerade auf die Forschung des Himmels und viele andere Gründe mich stützend: Mitnichten, so sage ich, ist dies Wesen der Welt für uns von den Göttern erschaffen.

4. Allzusehr ist sie doch mit großen Gebrechen behaftet.

5. Doch das will ich dir später, mein Memmius, deutlicher zeigen.

6. Jetzt laß uns, was noch übrigbleibt, die Bewegung betrachten.

§ 20 Willensfreiheit

1. Endlich, wenn immer sich die Kette der ganzen Bewegung schließt und an den früheren Ring sich der neue unweigerlich anreihet, wenn die Atome nicht weichen vom Lote und dadurch bewirken jener Bewegung Beginn, die des Schicksals Bande zertrümmert, das sonst lückenlos schließt die unendliche Ursachenkette: Woher, frag ich dich, stammt die Freiheit der Willensbestimmung, die uns lebenden Wesen auf Erden hier überall zusteht, und die jedem zu gehen gestattet, wohin er nur Lust hat, die uns Bewegungsänderung erlaubt und weder dem Orte noch auch der Zeit nach beschränkt ist, vielmehr dem Verstand es anheimstellt?

2. Denn unzweifelhaft bietet zu diesen Dingen den Anstoß jedem sein eigener Wille, ihm folgt die Bewegung der Glieder.

3. Siehst du nicht auch, daß, sobald sich die Schranken gesenkt in der Rennbahn, nicht sofort im Moment der gewaltigen Eifer der Rosse vorwärts zu stürmen vermag so schnell, wie sie selber wohl möchten?

4. Denn erst muß die Erregung die Masse des Stoffes erfassen in dem Ganzen des Körpers, damit die erregten Gelenke sämtlich dem Drange des Geistes mithelfend zu folgen vermögen.

5. Daraus kannst du ersehen, daß vom Herzen aus gehe der Anstoß, daß aus dem Willen des Geistes zuerst er entspringe und dann erst weiter und weiter sich leite durch sämtliche Glieder des Leibes.

6. Ganz verschieden davon ist der Anstoß, den wir zum Gehen durch die Übergewalt und den Machtzwang anderer erleiden.

7. Denn hier wird offenbar die vereinigte Masse des Körpers unserem Willen entgegen zum Fortgehen weiter gerissen, bis sie dann wieder dem Willen gehorcht, der die Glieder zurücklenkt.

8. Siehst du nunmehr, daß, ob viele sich auch durch äußeren Einfluß treiben und nötigen lassen zu unfreiwilligem Fort-

gehen und zu haltlosem Stürzen, doch immer in unserem Busen etwas bleibt, was dagegen sich sträubt und das Fremde zurückweist?

9. Seinem entscheidenden Willen gelingt es, die Massen des Stoffes jeweils dazu zu zwingen, die Glieder des Leibes zu beugen, ihrem Sturze zu steuern und rückwärts Ruhe zu finden.

10. Ebenso mußt du daher auch bei den Atomen gestehen, daß noch ein anderer Grund zur Bewegung, außer den Stößen und dem Gewicht, besteht, woraus die uns eigene Kraft stammt.

11. Denn aus Nichts kann nie (dies sehen wir) etwas entstehen.

12. Nämlich die Schwere verhindert, daß alles durch Stöße bewirkt wird gleichsam durch äußere Gewalt; doch daß den Geist in uns selber nicht ein innerer Zwang bei allen Geschäften behindert, und er als Opferlamm nicht zum Dulden und Leiden verdammt ist, dies ist der Lotabweichung der Urelemente zu danken, die, so klein sie auch ist, durch den Ort und die Zeit nicht beschränkt wird.

§ 21 Wechsel von Leben und Tod

1. Niemals können daher die Zerstörung wirkenden Kräfte ständig den Sieg erringen und das Leben auf ewig vernichten, noch auch können die Kräfte, die alles erschaffen und mehren, alles Geschaffne auf ewige Zeit am Leben erhalten.

2. Also waltet der Krieg in unentschiedenem Wettstreit seit undenklicher Zeit in den Reihen der Urelemente.

3. Denn bald hier, bald dort sind die Lebenskräfte im Vorteil, ähnlich erliegen sie auch, und die Totenklage vermischt sich mit dem Gewimmer der Kindlein, die eben das Licht erst erblicken.

4. Niemals folgt dem Tage die Nacht und der Nacht dann der Morgen, der nicht Kindergewimmer vernähme vermischt mit dem Jammer, der schrilltönend den Tod und das schwarze Begräbnis begleitet.

§ 22 Philosophische Erklärung des göttlichen Wesens

1. Denn es versteht sich von selbst, das ganze Wesen der Götter muß sich vollkommenen Friedens erfreuen und unsterblichen Lebens, weit entfernt und geschieden von unseren Leiden und Sorgen; frei von jeglichen Schmerzen und frei von allen Gefahren, selbst gestützt auf die eigene Macht, nie unser bedürftend, wird es durch unser Verdienst nicht gelockt noch vom Zorne bezwungen.

2. Und die Erde nun erst!

3. Sie besaß nie irgend Empfindung, aber dieweil sie die Fülle besitzt von Urelementen, bringt sie ans Sonnenlicht gar vieles auf vielerlei Weise.

4. Ist nun mancher geneigt, das Meer Neptun und die Feldfrucht Ceres zu nennen und lieber des Bacchus Namen zu brauchen als mit der eigentlich wahren Benennung vom Weine zu sprechen, mag es auch ihm gestattet sein, den Erdkreis Mutter der Götter weiterzunennen, sofern er nur wirklich die innere Seele rein sich erhält von der Schmach religiöser Glaubensbefleckung.

§ 23 Entstehung der Empfindung

1. Ferner, so frage ich, was ist es, das den Geist in dem Glauben erschüttert, daß aus Empfindungslosem empfindendes Wesen sich bilde, das ihn selbst doch erregt und ihn zwingt zu verschiedenem Fühlen?

2. Selbstverständlich weil niemals die Erde, die Hölzer und Steine, wenn auch gemischt, ein Lebensgefühl zu wecken vermögen.

3. Aber man darf hierbei nicht diese Beschränkung vergessen, daß ich nicht ausnahmslos aus allen erzeugenden Stoffen sofort auch die Sinne und sinnenbegabten Geschöpfe Leben gewinnen lasse.

4. Vielmehr kommt viel auf die Kleinheit der Körper an, die Empfindung wecken, und welche Gestalt sie besitzen, endlich auch, welche Bewegung und Ordnung und Lage sie haben.

5. Davon sehen wir wohl nichts bei den Hölzern und Schollen der Erde, und doch bringen auch diese, sobald sie der Regen durchfeuchtet, lebende Würmer hervor, weil des Grundstoffs Urelemente aus den bisherigen Bahnen durch neue Gewalten gerissen sich, wie es nötig, vereinen zur Schöpfung lebender Wesen.

6. Wenn dann einige, die das Empfindende nur aus Empfindendem entstehen lassen, weiter aus anderen empfindenden [Teilchen dies herleiten, so nehmen sie einen vergänglichen Urstoff an,] da sie weich ihn sich denken.

7. Der Sinn bleibt immer an die Eingeweide gebunden, die Adern und Nerven, die alle vergänglich, da sie ja doch, wie man sieht, aus weichen Gebilden bestehen.

8. Aber gesetzt auch den Fall, sie könnten von ewigem Bestand sein, müßten sie doch entweder den Sinn des Organs behalten oder es müßten die Teile wie ganze Geschöpfe empfinden.

9. Doch kein Einzelorgan besitzt selbständiges Fühlen; denn auf die anderen muß ein jedes der Einzelgefühle achten, und unmöglich vermag getrennt von dem übrigen Körper weder die Hand noch ein anderes Glied für sich zu empfinden.

10. So bleibt übrig allein, daß die Glieder dem ganzen Geschöpfe gleichen und gleiches Gefühl wie wir selbst notwendig entwickeln, um zusammenzustimmen in gleichem Lebensgefühl.

11. Also wie können Gebilde, wie diese, Prinzipien heißen? Wie als lebende Wesen die Pfade des Todes vermeiden, da lebendiges Wesen soviel wie sterblich bedeutet?

12. Ja, entrannen sie ihm, so würde durch ihre Verbindung nur ein gemeines Gewirr von zahllosen Wesen entstehen, wie ja auch klar ist, wenn Menschen mit Zugvieh oder mit Bestien Umgang pflegten, kein Wesen aus dieser Verbindung entstünde.

13. Wenn nun jene Gebilde die eigene Empfindung verlören und sie andere bekä-

men, wozu denn gibt man dem einen, um es dem anderen zu rauben?

14. Zudem läßt, was ich schon angab, (Insofern wir ja sehen, wie Eier in lebende Küken sich verwandeln, wie Würmer dem Boden entwimmeln, sobald er durch unzeitigen Regen die nötige Fäulnis erhalten) jetzt sich wirklich erkennen, daß Sinne sich bilden aus Nichtsinn.

15. Sollte nun einer behaupten, allein die Veränderung könne aus Empfindungslosem empfindende Wesen erzeugen oder auch gleichsam ein Akt der Geburt, durch den man hervortritt: Wird es genügen, ihm dies zu beweisen und deutlich zu machen.

16. Daß nur nach der Vereinigung erst die Geburten erfolgen, und daß auch die Veränderung nur nach Vereinigung statthat.

17. Erstlich kann es bei keinem der Körper Empfindungen geben, ehe das lebende Wesen noch selber ins Leben getreten.

18. Denn zerstreut ist der Bildungstoff (dies ist ja kein Wunder) über die Luft und das Wasser, die Erde und der Erde Gewächse, und er vereinigt noch nicht zusammengeschart zueinander passende Lebenskräfte, von deren Strahlen entzündet jedes Geschöpf sich erhält durch die alles gewahrenden Sinne.

§ 24 Krankheit und Tod

1. Ferner sobald ein beliebiges Geschöpf ein stärkerer Schlag trifft, als die Natur ihn verträgt, so stürzt er es plötzlich zu Boden und verwirrt ihm das ganze Gefühl im Leib und der Seele.

2. Denn dann lösen sich auf die Lagen der Urelemente und die Lebensregung erfährt vollständige Hemmung, bis der in sämtlichen Gliedern von Grund aus erschütterte Urstoff zwischen Körper und Seele die Bande des Lebens zerschneidet, hierauf die Seele zerstreut und durch alle Kanäle hinauspreßt.

3. Denn wie sollten wir anders die Wirkung des Schlages uns denken, als daß

er alles zerschmettert und alle Verbindungen auflöst?

4. Freilich es kommt auch vor, daß bei minder gefährlichem Schlage sich noch siegreich behaupten die Reste der Lebensbewegung, siegend zu bannen verstehen die gewaltigen Wirren des Schlages, jegliches wieder in seine gewöhnlichen Bahnen geleiten, die in dem Leib schon herrschende Macht des Todes verscheuchen und die bereits fast erloschene Glut der Empfindungen wecken.

5. Denn wie anders vermöchten sie just von der Schwelle des Todes wieder zum Leben zu kehren und ihre Besinnung zu sammeln, statt zu dem Ziele den Lauf, den sie fast schon vollendet, zu richten?

§ 25 Freude und Schmerz

1. Ferner entsteht wohl der Schmerz, wenn des Urstoffs Grundelemente in dem lebendigen Fleisch und den Gliedern gewaltsam erschüttert hin und her sich bewegen im eigensten, innersten Sitze; Wonne dagegen, sobald sie in die vorige Lage kehren.

2. Daher weiß man, daß die Grundelemente nimmer den Schmerz, nie auch das Wonnegefühl von sich aus empfinden können.

3. Da sie doch selber nicht wieder aus Urstoffkörpern bestehen, deren erneute Bewegung sie schmerzhaft empfinden müßten oder auch hieraus die lebensspendende Wonne gewinnen.

4. Also dürfen Atome mit keiner Empfindung begabt sein.

§ 26 Schlußbeweis

1. Endlich wenn alle Geschöpfe nur dann Empfindung besäßen, falls man sie auch den Atomen, daraus sie gebildet sind, gäbe, welche besonderen bekäme das Menschengeschlecht dann zu eigen?

2. Offenbar würden dann diese bald schütterndes Lachen erheben, bald mit der Tränen Tau die Wimpern und Wangen be-

netzen, würden auch viel zu reden verstehen von der Mischung der Stoffe und dann weiter zu forschen nach ihren ureigenen Atomen!

3. Denn da sie ähnlich wären wie sterbliche Menschen als Ganzes, müßten auch solche Atome nun wieder aus anderen bestehen, diese dann wieder aus anderen, so daß kein Ende zu sehen ist.

4. Daraus folgte, daß alles, was redet und lacht und Verstand hat, aus Atomen bestünde (so meinst du), die ebenso täten!

5. Aber wir sahen ja doch, dies ist blödsinniger Wahnwitz: Lachen kann doch auch das, was aus lachendem Stoff nicht erwachsen; was Verstand hat und weiß mit Beweisen gelehrt zu verfahren, braucht nicht hervorzugehen aus beredten, verständigen Keimen.

6. Warum sollten demnach die sinnenbegabten Geschöpfe nicht aus Keimen bestehen, die völlig der Sinne entbehren?

7. Schließlich wir sind doch alle von himmlischem Samen entsprossen, und ein Vater erzeugte uns alle.

8. Sobald nur die Tropfen seines befruchtenden Regens empfängt die befruchtete Mutter Erde, gebiert sie die schimmernde Frucht und die labenden Bäume und das Menschengeschlecht mit sämtlichen Sippen der Tiere.

9. Dann reicht Nahrung sie dar, mit der sie den Körper ernähren, ihres Lebens genießen und zeugend für Nachwuchs sorgen.

10. Darum hat sie mit Fug auch den Mutternamen erhalten.

11. Ebenso kehrt, was der Erde vorher entstammt ist, zur Erde wieder zurück, und es steigt, was aus Äthers Höhen herabkam, wieder empor und zurück empfängt es das Himmelsgewölbe.

12. Denn es vernichtet der Tod nichts derart, daß er des Stoffes Urelemente zerstörte.

13. Er trennt nur ihre Verbindung; dann verbindet er weiter das eine und andere und wirkt so, daß er bei allen die Formen verkehrt und die Farben verändert, daß sie

Empfindung erhalten und plötzlich dann wieder verlieren.

14. Daraus lernst du, wie wichtig es ist, mit welchen Atomen, ferner in welchem Gefüge die Grundelemente verkehren, und wie sich endlich gestalte die gegenseitige Bewegung.

15. Glaub auch ja nicht, es ruhe im Grunde der ewigen Atome, was wir so hin und her auf der Oberfläche der Dinge flutend und bald entstehend, dann plötzlich vergehend erblicken.

16. Ist es doch selbst bei unserem Gedicht recht wichtig, wie jede Letter in Reihe sich stellt und mit anderen Lettern verbindet.

17. Denn dieselbigen Lettern bezeichnen ja Himmel und Erde, Meer und Ströme und Sonne, wie Korn, Obst, lebende Wesen; wenn auch nicht alle sich gleichen, so ist doch bei weitem die Mehrzahl ähnlich; erst Ordnung und Lage bewirkt die Scheidung der Sachen.

18. Mit den Dingen nun selbst steht es ebenso: wenn sich des Urstoffs Ordnung, Lage, Gestaltung, Zusammenstoß und Bewegung ändern, dann müssen zugleich die Dinge sich selber verändern.

§ 27 Übergang zum Kosmischen

1. Doch nun wende den Geist zur weiteren Wahrheitsforschung.

2. Denn ein neues Problem strebt heftig dein Ohr zu gewinnen, und die Erscheinung der Welt will neu sich den Blicken enthüllen.

3. Doch kein Ding ist so faßlich und leicht, daß es nicht für den Glauben größere Schwierigkeit böte zu Anfang; aber hinwieder gibt es auch nichts so Großes und nichts so Bewundernswertes, daß uns allen die Bewunderung nicht wieder verschwände.

4. Vorerst nenne ich die reine und strahlende Bläue des Himmels und was er rings umschließt, die schweifenden Wandelgestirne samt dem Mond und des Sonnenlichts helleuchtendem Glanze: Wenn

dies alles erst jetzt zum ersten Male urplötzlich, unversehens sich böte den Blicken der sterblichen Menschen, was verdiente wohl eher als dies die Bezeichnung des Wunders, oder was konnte vordem wohl die Menschheit weniger glauben?

5. Nichts, wie mich dünkt.

6. Solch Wunder erschiene uns der himmlische Anblick.

7. Trotzdem hält jetzt niemand für wert, da man satt ist des Schauspiels, seinen Blick zu erheben zum leuchtenden Himmelsgewölbe.

8. Darum wenn gerade die Neuheit dich schreckt, verwirf nicht im Geiste vorschnell unsere Forschung; vielmehr mit der Wage des Urteils wäge sie desto genauer und, scheint sie dir wahr, so ergib dich!

9. Scheint sie dir aber verkehrt, so rüste dich sie zu bekämpfen.

10. Denn die Frage bedrängt uns den Geist: da der äußere Raum sich in das Unendliche dehnt weit über die Mauern des Weltalls, was gibt es dort noch zu schauen, was unser Verstand zu erfassen wünscht und wohin sich der freiere Flug des Gedankens emporschwingt?

§ 28 Unendlichkeit des Weltalls

1. Erstlich gibt es für uns nach allen beliebigen Seiten weder nach rechts noch nach links, noch nach oben hin oder nach unten irgendein Ende.

2. So habe ich es gelehrt, wie die Sache auch selber für sich spricht; so wird die Natur des Unendlichen deutlich.

3. Also muß wohl auch dies ganz unwahrscheinlich erscheinen, daß, da leer sich der Raum in das Unermeßliche dehnt, und unzählige Keime in endloser Tiefe des Weltraums mannigfach schwirren umher, von der ewigen Bewegung ergriffen, dieser einzige Himmel entstünde und ein einziger Erdkreis, während so viele Atome des Urstoffs außerhalb feiern!

4. Überdies ist die Schöpfung der Welt ein natürlicher Vorgang, da sich die Keime

der Welt von selbst und durch Zufall begegnen.

5. Vielfach trieben sie völlig vergeblich und fruchtlos zusammen, bis sich dann endlich die plötzlich geeinigten Teilchen verschmolzen und dann jedesmal wurden zum Anfang großer Gebilde, wie von der Erde, vom Meere, vom Himmel und lebenden Wesen.

6. So muß immer aufs Neue du dies mir bestätigen, daß sich anderswo andere Verbindung des Urstoffs bildet wie unsere Welt, die der Äther so fest mit brünstigen Armen umklammert.

§ 29 Unendlich viele Welten

1. Wenn zudem noch der Stoff in gewaltiger Menge sich findet, wenn auch der Raum zureicht, kein Ding und kein Grund sich entgegen stellt, dann muß doch entstehen ein Weben und Leben der Wesen.

2. Wenn nun die Menge der Keime so groß ist, daß sie zu zählen all die Lebenszeit der lebenden Wesen nicht reichte, und darin die Natur sich erhält, die in ähnlicher Weise überallhin die Keime der Dinge zu verbringen vermag, wie sie sie hierher brachte, so muß du wieder bekennen, daß noch andere Erden in anderen Welten bestehen mit verschiedenen Rassen von Menschen und Sippen der Tiere.

3. Hierzu kommt, daß im Ganzen kein einziges Wesen sich findet, das als einziges entstünde und allein und einzig erwüchse, ohne zu einem Geschlecht zu gehören, in welchem sich noch viele gleicher Gattung fänden.

4. Die lebenden Wesen vor allem sind zu beachten.

5. Da findest du bergbewohnende Tiere, ferner der Menschen erzeugtes Geschlecht, und endlich die stumme, schuppige Herde der Fische und alle die Vogelgestalten, darum darf man behaupten, daß ähnlich wie diese der Himmel, Erde und Meer, auch Sonne und Mond und die übrigen Dinge nicht in der Einzahl dürfen vorhanden sein, sondern in Unzahl, da ihr Le-

ben nicht minder der grundtief ruhende Markstein abgrenzt und sie nicht minder aus sterblichem Körper bestehen als das gesamte Geschlecht, das hienieden nach Arten gedeiht.

§ 30 Kein Götterregiment

1. Hast du dies nun wohl inne, so siehst du, wie stets die Natur sich unabhängig erhält von der Laune tyrannischer Herrscher und selbständig in allem sich ohne die Götter betätigt.

2. Denn bei dem heiligen Geist und dem seligen Frieden der Götter, die ein ruhiges Leben und heiteres Dasein führen: Wer von ihnen vermag das unendliche All zu regieren, wer kann kräftig die Zügel der unermeßlichen Tiefe halten in leitender Hand, wer alle die Himmel im Gleichmaß drehen und fruchtbar die Erde mit Flammen des Äthers erwärmen, gegenwärtig zu jeglicher Zeit und an jeglichem Orte, um bald Dunkel durch Wolken zu schaffen und Donner erregend heiteren Himmel zu trüben, bald Blitze zu senden und häufig selbst die eigenen Tempel zu beschädigen oder im Wüten selbst auf Wüsten Geschosse zu richten, die harmlose Leute und Unschuldige töten, dagegen die Schuldigen meiden?

§ 31 Entstehen und Vergehen der Welt

1. Auch nach dem Weltenbeginne und nach dem Entstehungstage, als mit der Sonne zugleich auch das Meer und die Erde sich hoben, setzten sich Körper von außen her an, und es kamen noch ringsum Keime dazu, die das endlose All ausschleudernd entsandte, daraus sich das Meer wie die Länder zu mehren vermöchten, daraus auch Raum noch gewänne des Himmels Palast, um ein hohes Gewölbe fern von der Erde zu spannen, zugleich auch die Luft sich erhöhe.

2. Denn von überallher wird jedem sein eigener Urstoff sämtlich durch Stöße

vermittelt und trifft auf die eigenen Geschlechter.

3. So kommt Wasser zu Wasser, die Erde vermehrt sich durch Erdstoff, Feuer vergrößert das Feuer und Äther wiederum Äther, bis dann endlich Natur, die Schöpferin, alle Geschöpfe als Vollenderin führt zu dem äußersten Ende des Wachstums.

4. Dies tritt ein, wo der Stoff, der neu in die Lebensgefäße kommt, nicht stärker mehr strömt als jener, der weicht und zurückströmt.

5. So ist allen Geschöpfen ihr Lebensfaden bemessen, so hemmt Mutter Natur durch eigene Kräfte das Wachstum.

6. Alles, was du wachsen siehst in fröhlich gedeihendem Auftrieb und was mählich erklimmt die Stufen der reifenden Jahre, eignet sich mehr von dem Urstoff an als was ihm entschwindet, da sich die Nahrung leicht in die sämtlichen Adern verbreitet, diese auch selbst nicht so weit gedehnt sind, um viel zu verlieren und mehr Stoff zu vertun, als das Leben zur Nahrung verbraucht.

7. Denn daß viel aus den Dingen entweicht und wieder zurückströmt, darf man gewiß nicht leugnen.

8. Doch stärker muß immer der Zufluß sein, bis sie endlich den äußersten Gipfel des Wachstums erreichen.

9. Dann zerbricht uns das Leben die Kraft und gewonnene Stärke stückweise wieder und schwindet dahin nach der schlechteren Seite.

10. Denn natürlich je größer und breiter ein Ding ist geworden, wenn es den Zuwachs erhalten, zerstreut es auch größere Mengen überallhin von Atomen und schleudert sie ab von dem Körper.

11. Auch verteilt sich nicht leicht die Nahrung in alle die Adern, und sie genügt nicht mehr, um jetzt für den reichlichen Abfluß soviel Neues zu liefern und vollen Ersatz zu beschaffen.

12. So stirbt alles mit Fug, wenn es durch das Verschwinden der Atome Löcher erhält und den Stößen von außen her preisgegeben ist.

13. Denn dem höheren Alter muß endlich an Nahrung es fehlen, und nie rasten die Stoffe, durch heftigen äußeren Ansturm alles dem Tode zu weihen und durch feindlichen Stoß zu bezwingen.

14. Also werden dereinst auch die mächtigen Mauern des Weltrunds endlich erliegen dem Sturm und in Schutt und Morder zerfallen.

15. Denn nur die Nahrung ist es, die alles verjüngen, ergänzen, kräftigen müßte, die Nahrung! um alles instand zu erhalten: Leider umsonst.

16. Denn weder vermögen die Adern genügend Dienste zu tun noch kann die Natur das Benötigte liefern.

17. Unsere Zeit ist so sehr schon gebrochen; erschöpft kann die Erde kaum noch kleinere Geschöpfe gebären, obgleich sie doch alle Arten geschaffen und Tiere von riesigem Körper erzeugt hat, denn nicht senkte (so dünkt mich) an goldener Kette der Himmel einst die vergänglichen Wesen in unsere Gefilde hernieder, noch erschuf sie das Meer und die felsumtose Brandung, sondern die Erde gebar sie, die jetzt auch selbst noch sie nährt.

18. Sie ist es auch, die das schimmernde Korn und die labende Rebe aus selbst eigenem Entschluß zuerst uns Sterblichen pflanzte; sie gab selbst uns das trauliche Vieh und das labende Futter, was jetzt kaum noch gedeiht trotz unseren Mühen und Sorgen.

19. Ach, wie ermatten die Kräfte der Rinder und Ackerbauer, kaum gibt es Eisen genug, um unseren Boden zu pflügen.

20. So karg gibt er Ertrag und verdoppelt nur unsere Mühe.

21. Ja, jetzt schüttelt der gealterte Bauer schon öfter sein Haupt und seufzt darüber, daß ihm die unendliche Arbeit zunichte wurde, und die vergangenen Zeiten mit der Gegenwart vergleichend preist er wohl häufig das Glück, das seinem Erzeuger noch hold war.

22. Traurig beschwert sich der Pflanze der alten, vertrockneten Rebe über verän-

derte Zeiten und schickt zu dem Himmel die Klagen.

23. »Wahrlich, das alte Geschlecht«, so schildert er, »das Frömmigkeit übte, konnte mit leichtester Mühe auf kleineren Hufen sich nähren, wenn auch des Ackers Maß viel schmaler jedem bemessen war.«

24. Ach, er begreift nicht, wie alles vergeht und allmählich dem Grabe zuwinkt, müde geworden im langen Laufe der Jahre.

Drittes Buch

Die Seele

§ 32 Preis Epikurs

1. Der du zuerst aus der Finsternis Nacht so leuchtend die Fackel hoch zu erheben vermocht und die Güter des Lebens zu zeigen, dir, o Zier des hellenischen Volks, dir folge ich und setze fest den Fuß in die Spuren, die du in den Boden gedrückt hast.

2. Nicht Wetteifer, dir es gleich zu tun, nur glühende Liebe drängt mich dir nachzustreben.

3. Wie möchte die Schwalbe sich je dem Schwan vergleichen?

4. Wie könnte denn auch mit zitternden Gliedern jemals das Böcklein im Lauf mit dem sehnigen Rosse sich messen?

5. Du, mein Vater, du bist der Entdecker der Wahrheit, du gibst uns väterlich Rat.

6. Wie die Bienen auf blumiger Halde den Blüten allen Honig entsaugen, so schlürfen auch wir aus den Rollen, die du Gepriesener, schriebst, nun alle die goldenen Worte, goldene Worte und wert bis in Ewigkeit weiterzuleben!

7. Denn sobald dein System, das Erzeugnis göttlichen Geistes, über das Wesen der Dinge die laute Verkündigung anhebt, scheucht es die Angst von der Seele.

8. Da weichen die Mauern des Weltalls und ich erblicke im unendlichen Raum das Getriebe der Dinge.

9. Da enthüllt sich der Gottheit Macht und die friedlichen Sitze, die kein Sturmwind peitscht, keine Regenwolke benetzt, die kein Schneesturm schädigt, wo nie bei starrendem Frost weißlich die Flocken sich senken; wo immerdar heiter der Äther lacht und überallhin sich die Ströme des Lichtes ergießen.

10. Allen Bedarf reicht ferner von selbst die Natur und es stört nie irgendein Wesen die Gottheit im seligen Frieden des Geistes.

11. Nirgends erscheinen hingegen des finsternen Acheron Räume, nirgends auch hindert die Erde zu schauen, was alles umherschwirrt unterhalb unserer Füße im Raum des unendlichen Leeren.

12. Hier ergreift es mein Herz mit wahrhaft göttlicher Wollust und mit Schauer zugleich, daß so die Natur sich erschlossen deiner Gedankengewalt und jetzt allseitig enthüllt ist.

§ 33 Inhalt des Buches: Psychologie

1. Da ich nun also gezeigt, wie bei sämtlichen Wesen die Grundelemente beschaffen sind, und wie an Gestalten verschieden diese durch eigenen Trieb in beständigen Bewegungen schwirren, und wie sämtliche Wesen im einzelnen sich hieraus entwickeln: Scheint mir nun hiernach das Nächste, des Geistes und der Seele Natur dir in ein klareres Licht durch meine Gedichte zu setzen und dir aus deinem Gemüt kopfüber den Schrecken der Hölle auszutreiben, der gründlich das menschliche Leben zerrüttet, alles von unten mit der Schwärze des Todes befleckt und uns nimmer gestattet, des Lebens Lust lauter und rein zu genießen.

§ 34 Todesangst der Menschen

1. Denn wenn häufig die Leute ein sieches und ehrloses Leben noch viel furchtbarer nennen als Tod in des Tartarus Reich und das Wesen des Geistes als Blut zu erkennen vermeinen oder als Luft, falls ihnen beliebt auch dies zu behaupten, und man brauche dazu nicht im mindesten unsere Weisheit: All dies, wirst du bemerken, verrät mehr prahlerisches Wesen, wie du aus folgendem siehst, als wirkliche Lebensbewährung.

2. Denn die nämlichen Leute, sobald sie verbannt aus der Heimat, aus der Gesellschaft gestoßen, mit schimpflichem Makel behaftet und von jeglichem Kummer bedrückt sind, leben doch weiter, schlachten, wohin sie auch immer im Elend gelan-

gen, den Ahnen schwärzliche Schafe zum Opfer und senden den seligen Toten Weihegüsse ins Grab und wenden den Sinn in dem Unglück noch viel eifriger jetzt zu den religiösen Gebräuchen.

3. Darum empfiehlt es sich mehr, den wahren Charakter des Menschen zu erproben in widriger Zeit und in schweren Gefahren.

4. Dann erst hört man von ihnen die wirklichen Töne des Herzens aus der Tiefe sich ringen, es fallen die Masken: der Kern bleibt.

5. Endlich die blinde Begierde nach Ehrenstellen und Reichtum treibt die erbärmlichen Menschen, sich über die Grenzen des Rechtes hinwegzusetzen, so daß sie als Helfer und Diener der Frevel oft bei Tag und Nacht mit erheblicher Mühsal streben, aufzusteigen zum Gipfel der Macht; das sind Wunden des Lebens, die von der Angst vor dem Tode zum größeren Teile sich nähren.

6. Denn die bittere Not und der Schimpf der Verachtung erscheinen unvereinbar zumeist mit behaglichem, sicherem Dasein, ja, sie scheinen bereits vor den Pforten des Todes zu lauern.

7. Darum wollen die Leute, die eingebildete Angst treibt, solchen Geschicken entfliehen und weit sich von ihnen zurückziehen.

8. So vergießen sie Bürgerblut, um sich Geld zu erraffen, doppeln den Reichtum mit Gier und begehen Morde auf Morde, freuen sich bar des Gefühls am Trauersarge des Bruders, und sie betrachten mit Haß und mit Angst den Tisch der Verwandten.

9. Diese Angst ist nun häufig in ähnlicher Weise die Quelle quälenden Neides: Sie klagen, dort jenen allmächtig zu sehen, jenen beachtet, dieweil er im Glanz der Würden einhergeht, während sie selber verachtet im Kot und im Dunkel sich wälzen.

10. Mancher auch stürzt in den Tod im Rennen nach Namen und Denkmal.

11. Häufig sogar faßt Ekel am Leben und Wandeln im Licht just aus bebender Angst vor dem Tode die Menschen, so daß sie selber im Jammer des Herzens mit eigener Hand sich entleiben, ohne zu denken, daß ihr Jammer gerade der Angst entquelle.

12. Angst verleugnet die Scham, bricht Bande innigster Freundschaft, Angst verletzt die heiligste Pflicht in krasser Gemeinheit.

13. Haben doch oft schon die Menschen, die Acherons Schlund zu entgehen suchten, ihr Vaterland und die teuren Eltern verraten.

14. Denn wie in dunkler Nacht die Kindlein zittern und beben und vor allem sich graulen, so ängstigen wir uns bisweilen selbst am Tage vor Dingen, die wahrlich nicht mehr zu fürchten sind, als was im Dunkel die Kinder befürchten und künftig erwarten.

15. Jene Gemütsangst nun und die lastende Geistesverfinsterung kann nicht der Sonnenstrahl und des Tages leuchtende Helle scheuchen, sondern allein der Natur grundtiefe Betrachtung.

§ 35 Geist ein Körperteil

1. Erstens behaupte ich, der Geist (wir nennen ihn auch öfter Verstand), in dem unseres Lebens Beratung und Leitung den Sitz hat, ist nur ein Teil von dem Menschen, so gut wie die Hand und der Fuß oder das Auge ein Teil des ganzen lebendigen Wesens ist.

2. Freilich nun haben dagegen sich einige leichthin geäußert, geistiges Wesen sei nicht an bestimmte Organe gebunden, sondern als Lebenskraft in dem ganzen Körper verbreitet (Harmonie ist das griechische Wort), die Leben uns wirke und Empfindung zugleich, doch an keinem besonderen Ort sei.

3. Spricht man ja oft ganz ähnlich von unseres Körpers Gesundheit, die doch gewiß nicht als einzelner Teil des Gesunden sich darstellt.

4. Ebenso wohne der Geist nicht in einem bestimmten Organ.

5. Damit scheinen sie mir gar sehr auf den Abweg geraten.

6. Fühlt doch Krankheit bisweilen der sichtbare Körper, indessen wir voll Heiterkeit sind in anderen, innern Organen.

7. Aber auch andererseits begegnet das Gegenteil häufig: Krank im Gemüt strahlt mancher trotzdem in Gesundheit des Körpers.

8. Ebenso bleibt vielleicht, wenn der Fuß uns Schmerzen bereitet, währenddessen das Haupt von jeglichem Leiden verschont.

9. Ferner sobald uns der Schlummer mit weicher Umarmung genaht ist, ausgegossen die Glieder und fühllos dumpf uns der Leib liegt, lebt doch in unserer Brust noch ein anderes Etwas, das vielfach währenddessen sich regt, das alle die heiteren Gedanken ebenso treulich erfaßt wie des Herzens nichtige Sorgen.

§ 36 Auch die Seele ein Körperteil

1. Nicht nur der Geist, auch die Seele verweilt in den Gliedern, und Fühlen wirkt in dem Leib nicht die Harmonie.

2. Dies kannst du vor allem daraus ersehen, daß oft trotz erheblichen Körperverlusten doch noch das Leben sich in unseren Gliedern erhalten kann; wiederum weicht es sofort aus unseren Adern und Knochen, wenn aus dem Körper auch nur wenige Wärmeatome entflohen und aus dem Munde der Odem hinaus in die Lüfte verhauchte.

3. Hieraus magst du erkennen, daß keineswegs alle Atome gleich in der Wirkung sind und gleich in der Lebenserhaltung; sondern daß die Elemente, die Luft und erwärmende Hitze schaffen, vornehmlich im Leibe für Lebenserhaltung besorgt sind.

4. Deshalb ist es auch die Lebensluft und die Wärme im Körper, die in der Stunde des Todes aus unseren Gliedern entweichen.

5. Also wir haben gefunden, das Wesen von Geist und von Seele sei wie ein Teil vom Menschen.

6. Darum gib den Musikern wieder ihr Wort Harmonie, das von Helikons Höhen herabkam, oder woher man sonst es entlieh und auf jenen Begriff dann übertrug, der früher des eigenen Namens entbehrte: Wie es auch sei, laß ihnen das Wort und höre das weitere!

§ 37 Geist und Seele eine Einheit

1. Geist und Seele, behaupte ich nun weiter, sind innig verbunden untereinander und bilden aus sich nur ein einziges Wesen.

2. Doch ist von beiden der Herrscher und gleichsam das Haupt in dem ganzen Körper die denkende Kraft, die Geist und Verstand wir benennen, und die nur in der Mitte der Brust den beständigen Sitz hat.

3. Hier rast Schrecken und Angst, hier quillt auch beruhigend nieder fröhlicher Heiterkeit Born.

4. So sitzen auch Geist und Verstand hier.

5. Über den ganzen Körper jedoch ist die übrige Seele ausgebreitet.

6. Sie regt sich gehorsam dem Wink des Geistes.

7. Dieser allein denkt frei, nur er fühlt eigene Freuden, während zur selbigen Zeit in Körper und Seele sich nichts regt.

8. Wie wir, sobald wir am Haupte verletzt sind oder am Auge, doch nicht im Ganzen des Körpers die Qual mitleidend empfinden, also erfährt auch bisweilen der Geist selbst schmerzliches Leiden oder erhebende Freude, dagegen empfindet der Seele übriger Teil nichts weiter in Gliedern oder Gelenken.

9. Wird hingegen der Geist von stärkerem Schrecken ergriffen, leidet das Ganze der Seele, man sieht es an den Gliedern, zugleich mit: so bricht Angstschweiß aus, es erblaßt uns die Haut auf dem Körper, unsere Sprache wird lallend, die Stimme versagt und das Ohr saust, dunkel umflort sich das Auge, es knicken die Knie zusam-

men; ja wir bemerken wohl oft, wie ein plötzliches Erschrecken des Geistes Menschen zu Boden stürzt.

10. Leicht kann da ein jeder erkennen, Seele sei innig verbunden mit Geist.

11. Wenn dieser die Seele anstößt, lenkt sie den Stoß auf den Körper und streckt ihn zu Boden.

§ 38 Körperlichkeit von Geist und Seele

1. Eben derselbe Beweis lehrt klar, daß Geist wie Seele ein körperliches Wesen besitzen.

2. Sie geben den Gliedern Bewegung, wecken den Körper vom Schlaf und verändern die Züge im Antlitz, ja man sieht, daß sie gänzlich den Menschen regieren und lenken.

3. Da sich nun, wie wir erkennen, nichts hiervon ohne Berührung und Berührung nicht ohne den Körper vollziehen kann, so muß man auch für den Geist und die Seele ein körperhaftes Wesen behaupten.

4. Weiter siehst du des Geistes und Körpers gemeinsames Wirken, und wie sympathisch sie beide in unserem Körper empfinden.

5. Dringt ein schreckliches Geschoß mit Gewalt in die Knochen und Nerven, daß es das Innere entblößt, so verschont es vielleicht noch das Leben, aber es stellt sich doch Ohnmacht ein und der Drang, auf die Erde sachte zu gleiten, und dort entwickelt sich Wallung im Geiste und bisweilen ein dumpfes Gefühl, sich erheben zu wollen.

6. Also das Wesen des Geistes ergibt sich als körperhaft hiernach; denn das Geschoß wie der Schuß, die ihn schmerzen, sind körperhaft beide.

§ 39 Die Atome des Geistes

1. Welcherlei Körper der Geist nun besitzt und aus welchen Atomen dieser besteht, soll weiter mein Vers dir näher erläutern.

2. Erstens behaupte ich, er sei aus den allerfeinsten und kleinsten Urelementen gebildet.

3. Daß dieses sich so verhält, magst du aus folgendem lernen, so daß es dir völlig gewiß wird.

4. Nichts in der Welt scheint wohl an Geschwindigkeit irgend zu gleichen unserem Geist, der im selben Moment, was er denkt, auch schon anfängt.

5. Also bewegt sich der Geist viel schneller als irgend etwas anderes aus dem Bereich der Dinge, die unserem Auge sichtbar sind.

6. Aber nun kann doch ein Ding, das so leicht sich bewegt, nur bestehen aus ganz kugelig runden und allerkleinsten Atomen, die sich beim leichtesten Stoß sofort in Bewegung setzen.

7. Denn auch das Wasser bewegt sich und wogt beim leisesten Anstoß, da es sein Dasein leicht rollenden kleinen Figuren dankt.

8. Andererseits hat der Honig die ungleich festere Fügung: zäher fließen die Tropfen und zögernder ist die Bewegung.

9. Denn das Gefüge des Stoffs hängt hier viel fester untereinander zusammen.

10. Natürlich; es hat ja weniger glatte, weniger feine und auch viel weniger runde Atome.

11. Nimm nun die Körner des Mohns: das leiseste, schwebende Lüftchen läßt auch den stattlichsten Haufen von oben herunter zerrinnen; aber bei einem Haufen von Steinen oder von Ähren ist das unmöglich.

12. Mithin je kleiner und glatter die Körper sind von Natur, um so mehr wird ihre Beweglichkeit wirksam.

13. Alle jedoch, die im Gegenteil recht wuchtig erscheinen, und nicht minder die rauhen, sind um so besser gefestigt.

14. Nunmehr, wo wir die Beweglichkeit äußersten Grades als das Wesen des Geistes erkannt, ergibt sich unweigerlich, daß er aus ganz winzigen, glatten und runden Atomen bestehe.

15. Diese Erkenntnis mein Bester, die du nun gewonnen, sie wird sich dir noch in

mancher Beziehung als nützlich und förderlich zeigen.

§ 40 Die Atome der Seele

1. Auch das folgende wird dir das Wesen der Seele erläutern, wie so fein ihr Gewebe und wie sie mit winzigem Raume auskommt, falls ein Zusammenschluß sich nur irgend ermöglicht.

2. Nämlich sobald nur den Menschen die friedliche Ruhe des Todes überwältigt, sobald mit dem Geiste die Seele geschieden, siehst du doch keinen Verlust an der ganzen Gestaltung des Körpers weder nach Form noch Gewicht.

3. Der Tod zeigt alles wie vordem, nur fehlt ihm jetzt das Lebensgefühl und die feurige Wärme.

4. Also muß doch die Seele in Adern, Eingeweiden und Sehnen nur durch die kleinsten Atome sich ganz mit dem Leibe verknüpfen.

5. Denn selbst wenn sie vom Körper nun ganz und gar sich getrennt hat, bleibt ihm doch der äußere Umriß der Glieder völlig erhalten, und an dem alten Gewicht fehlt auch kein einziges Quäntchen.

6. Ähnlich verflüchtigt sich auch die Blume des Weines, und wenn sich lieblicher Duft in die Lüfte dem Salbölfläschchen entwindet, oder wenn irgendein Saft aus anderem Körper entweicht, ohne daß dieser nun selbst deswegen für unsere Augen kleiner erschiene und ohne daß irgendwas fehlte am Gewicht.

7. Wunderbar ist dies nicht.

8. Denn viele winzige Keime bilden den Saft und Geruch in dem ganzen Körper der Dinge.

9. Darum präge dir ein, ich verkünde es dir wieder und wieder, daß die Natur den Geist und die Seele aus winzigen Keimen schuf, weil, wenn sie entweichen, sich nichts im Gewicht verändert.

§ 41 Gemeinsames Leben von Leib und Seele

1. Dies ist also das Wesen, das gänzlich vom Körper gehalten wieder den Körper bewahrt und der Grund seiner Erhaltung ist.
2. Denn durch gemeinsame Wurzeln sind Seele und Körper verbunden; Trennung erscheint für beide nicht ohne den Untergang denkbar.
3. Wie es nur schwer uns gelingt den Geruch aus den Körnern des Weihrauchs ganz zu beseitigen, ohne sein Wesen zugleich zu vernichten, so ist es schwierig den Geist und die Seele vom Körper zu lösen, ohne daß alles zusammen dadurch der Vernichtung verfiere.
4. Da sie von Uranfang durch die Grundelemente miteinander verwoben sind, so führen sie auch ein gemeinsames Leben; auch daß das eine der beiden, der Körper nur oder die Seele, ohne die Hilfe des andern empfinde, erscheint mir undenkbar.
5. Nein, der Empfindung Flamme wird nur durch vereinte Bewegung jener beiden gemeinsam in unserem Innern entzündet.
6. Überdies wird der Körper auch nie selbständig geschaffen, nimmt auch allein nie zu, noch dauert er fort nach dem Tode.
7. Denn es ist nicht wie beim Wasser, das häufig die Wärme verliert, die es besaß, und doch nicht deshalb auch selber zerstört wird, sondern es bleibt wie es war.
8. So, sage ich, ist es nicht bei der Seele.
9. Ihr Abscheiden vermag der zurückgebliebene Körper nicht zu ertragen.
10. Sofort zerfällt und verfault er ganz.
11. So vom Beginn des Lebens, verborgen im Schoß der Mutter, lernen Seele und Körper durch innige Wechselberührung sich an des Lebens Regung in solchem Maße gewöhnen, daß sich nicht ohne Vernichtung die Trennung der beiden vollziehen kann.
12. Daraus kannst du ersehen, daß ihr Wesen aufs engste verknüpft bleibt, da

auch der Grund der Erhaltung für beide so innig verknüpft ist.

§ 42 Der Geist lebenswichtiger als die Seele

1. Und in der Tat ist der Geist der Torwart unseres Lebens und übt mehr als die Seele die Herrschaft über das Leben.
2. Denn wenn Geist und Bewußtsein entflohen, da vermag in den Gliedern kein Teil unserer Seele auch nur ein Momentchen zu weilen, sondern sie folgt als Genossin ihm bald, entweicht in die Lüfte und läßt unsere Glieder im Todesfroste erstarren.
3. Aber am Leben verbleibt, wem Geist und Bewußtsein geblieben, ob er auch rings an den Gliedern verstümmelt und Krüppel geworden; ob ihm auch Seele entzogen und rings aus den Gliedern gewichen, dennoch lebt er und atmet ätherischen Lebensodem; ja, der Seele beraubt, wenn nicht ganz, doch zum größeren Teile, zögert er dennoch zu sterben und hängt noch immer am Leben.
4. Auch das Auge behält bei Verletzungen, wenn die Pupille nur nicht gelitten hat, weiter die alte, lebendige Sehkraft; aber man darf nur nicht gänzlich den Apfel des Auges zerstören oder die Haut um den Stern rings lösen und ihn nur erhalten; denn auch dies wird dem Ganzen unzweifelhaft Untergang bringen.
5. Doch wenn auch nur ein winzigster Teil aus dem mittleren Stücke zerfressen wäre, erlösche das Licht und Finsternis folgte, selbst wenn der Umkreis sonst untadelig erhalten wäre.
6. Solch ein ewiges Bündnis verknüpft auch den Geist und die Seele.

§ 43 Geist und Seele sind sterblich

1. Aber wohlan, auf daß du erkennst, daß in lebenden Wesen Geist und flüchtige Seelen entstehen und wieder vergehen, will ich die Verse, die mir in der langen, er-

freulichen Arbeit reiften, Dir jetzt vortragen: sie seien des Memmius würdig!

2. Fasse dabei nur die beiden Begriffe in eine Bezeichnung!

3. Wenn ich zum Beispiel nun von der »Seele« zu sprechen beginne und sie als sterblich erweise, so gilt dasselbe vom Geiste, da dies beides nur eins und eng miteinander verknüpft ist.

§ 44 Gleichzeitiges Werden und Vergehen von Leib und Seele

1. Übrigens fühlen wir selbst, wie der Geist mit dem Körper zusammen wird und zugleich auch wächst und zugleich auch wiederum altert.

2. Denn wie die Kinder noch schwanken mit ihrem noch schwachen und zarten Körper, so ist entsprechend ihr Geistesgedanke noch unfest.

3. Kommt dann das männliche Alter mit stärkeren Kräften zur Reife, wächst auch der kluge Verstand und es mehrt sich die Stärke des Geistes.

4. Doch wenn später den Leib in den nervigen Lebenskräften irgendein Stoß erschüttert, wenn stumpf und kraftlos der Körper sinkt, dann erlahmt uns das Denken, es faselt die Zunge, der Geist wankt alles wird schadhaf und endlich da mangelt uns alles auf einmal.

5. Also muß auch entsprechend das Wesen der Seele sich endlich ganz auflösen wie Rauch in die hohen Regionen des Luftreichs, da wir sie sehen mit dem Körper zugleich entstehen und wachsen und, wie ich zeigte, zugleich vom Alter ermattet zerfallen.

§ 45 Gleichzeitiges Leiden von Leib und Seele

1. Fernerhin sehen wir auch, ganz ebenso wie in dem Körper unerträgliche Leiden und heftige Schmerzen uns treffen, also befällt auch den Geist Angst, Trauer und nagende Sorgen.

2. Und so teilt er natürlich mit jenem das Schicksal des Todes.

3. Ja, bei Leiden des Körpers verfällt auch der Geist oft in Irrsinn; denn er verliert das Bewußtsein und schwatzt wahn-schaffene Dinge.

4. Und bisweilen verfällt er bei schwerer lethargischer Starre tiefem und dauern-dem Schlaf: es sinkt ihm das Haupt und die Augen; so vernimmt er die Stimme nicht mehr, er erkennt nicht die Züge seiner Verwandten, die um ihn stehen und ins Leben zurück ihn zu rufen sich mühen, das Gesicht und die Wangen voll Tränen.

5. Darum muß du gestehen, daß auch der Geist sich zersetze, da auch in ihn sich drängen ansteckende Krankheitskeime.

6. Sind doch beide, wie Krankheit so Schmerz, Vollstrecker des Todes, wie uns dies schon seit lange der Untergang vieler gelehrt hat.

7. Sieht man nun auch, daß der Geist wie der kranke Körper geheilt wird, und daß der Geist wie der Leib durch Senfteig Heilung kann finden...

§ 46 Wirkung des Weins

1. Endlich, warum nur folgt, wenn die Wirkung des Weines das Innere trifft und die feurige Glut sich in unseren Adern verbreitet, Gliederschwere?

2. Wir schwanken daher, es schlingern die Beine, stotternd lallt die Zunge, der Geist wird unnebelt, die Augen schwimmen, es hebt sich allmählich das Lärmen und Schluchzen und Zanksucht und was sonst noch für Folgen in ähnlicher Weise sich zeigen.

3. Wie ist nur all dies möglich, wenn nicht die gewaltige Wirkung, die von dem Wein ausgeht, in dem Leib selbst Wirrnis dem Geist bringt?

4. Aber was immer imstand ist, Verwirrung und Hinderung zu leiden, zeigt hierdurch, daß, wenn sich noch die Kraft steigert, die da einwirkt, alles dem Tode verfällt und künftigen Lebens beraubt ist.

§ 47 Heilung von Leibes- und Seelenerkrankung

1. Sieht man nun auch, wie der Geist aus dem Siechtum wieder genesen und durch ärztliche Kunst wie der Leib Besserung erfahren kann, deutet auch dies nur hin auf das sterbliche Wesen der Seele.
2. Denn wer irgend den Geist zu verändern versucht und sich anschickt, oder auch irgendein anderes Ding zu verwandeln bestrebt ist, muß da Teile dem Ganzen hinzutun oder versetzen oder ein Stückchen vom Ganzen, so wenig es sein mag, hinwegtun.
3. Doch das Unsterbliche duldet nicht Zusatz oder Versetzung seiner einzelnen Teile noch Abfluß auch des Geringsten.
4. Denn was immer sich ändert und seine bisherigen Sitze wechselt, erleidet sofort die Vernichtung des früheren Zustands.
5. Somit verrät, wie gesagt, die Seele, sie mag nun erkranken oder sich bessern durch ärztliche Kunst, ihr sterbliches Wesen.
6. So tritt hier dem erlogenen Wahn tatsächliche Wahrheit augenscheinlich entgegen, versperrt ihm den Weg zum Entkommen und widerlegt den gefälschten Beweis durch den Zwang des Dilemmas.

§ 48 Untrennbarkeit von Leib und Seele

1. Da nun der Geist nur ein Teil ist des Menschen und stets an derselben festbestimmten Stelle verbleibt wie die Augen und Ohren und was für andere Sinne das Leben sonst noch regieren, da nun ferner die Hand und das Auge und die Nase gesondert oder geschieden von uns nicht Empfindung haben noch Dasein, sondern, wenn schon, in der kürzesten Frist in Morder zerfließen, also kann auch der Geist nicht ohne den Leib und den Menschen selbst sich des Daseins freuen, da der Körper des Geistes Gefäß ist oder was sonst von noch engerer Form der Verbindung der

beiden denken sich läßt: denn es hängt ja der Leib untrennbar am Geiste.

2. Kurz, wenn Körper und Geist zu lebendiger Wirkung sich innig untereinander verbinden, erfreuen sie sich kräftigen Lebens.

3. Weder der Geist allein kann jemals ohne den Körper Lebensregung bewirken noch kann ein entseelter Körper längere Zeit fort dauern und seine Sinne gebrauchen.

4. Gleichwie das Auge bekanntlich, sobald es den Wurzeln entrissen, und von dem übrigen Körper gelöst ist, nichts mehr erblickt, so kann Geist und Seele allein nichts selber verrichten, wie es natürlich erscheint.

5. Denn überall sind sie im Körper fest verbunden mit Fleisch, mit den Adern und Sehnen und Knochen.

6. Ihren Atomen ist auch, da ihr Abstand äußerst gering ist, freierer Sprung in die Weite versagt.

7. Darum ist auch der Umkreis ihrer Sinneserregung beschränkt und, entfliehen sie im Tode in die Luft aus dem Körper, ist keine Erregung mehr möglich; denn sie sind dann nicht mehr in der gleichen Weise gebunden.

8. Würde die Luft doch selber zum Körper und lebenden Wesen, könnte sie die Seele fassen und so ihre Erregungssphäre umfassen, wie früher in Nerven und Leib sie sich regte.

9. Darum, ich sage es noch einmal, du mußt notwendig mit glauben: hat sich die Hülle des Körpers gelöst und der Odem verflüchtigt, muß auch die Sinnesempfindung des Geistes sofort mit der Seele schwinden; denn für beide ist die Lebensbedingung eng verknüpft.

§ 49 Wie scheidet die Seele vom Leibe

1. Endlich, was zweifelst du noch, daß die Seele hinaus aus dem Körper hilflos ausgestoßen, im Freien und ledig der Hülle nicht nur nicht dauern könne durch endlos

ewige Zeiten, sondern nicht eine Sekunde sogar sich zu halten vermöge?

2. Auch hat niemand, so scheint es, im Sterben noch selbst die Empfindung, daß sich die Seele als Ganzes dem ganzen Körper entringe, oder als steige sie erst bis zur Kehle und über den Schlund auf; sondern sie geht an der Stelle zugrunde, die als Sitz ihr bestimmt ist, wie man ja auch bei den Sinnen es weiß, daß jeder verschwindet nur in seinem Bereich.

3. Darum, wäre die Seele unsterblich, klagte sie nicht beim Sterben so sehr, nun scheiden zu müssen; nein, sie freute sich wohl aus der Haut wie die Schlange zu schlüpfen.

§ 50 Gibt es eine Präexistenz der Seele?

1. Weiter, besäße die Seele unsterbliches Wesen und fände sie erst bei der Geburt in den Leib der Geschöpfe den Eingang, weshalb können wir uns nicht des früheren Lebens erinnern?

2. Weshalb haften bei uns nicht auch Spuren früherer Taten?

3. Denn wenn sich wirklich so sehr die Kraft der Seele geändert hat, daß ihr gänzlich das Gedächtnis an frühere Dinge entfiel, dann ist der Zustand, dünkt mich, vom Tod nicht beträchtlich verschieden.

4. Deshalb mußt du gestehen, daß jene Seele, die einst war, untergegangen und diese, die jetzt lebt, neu erschaffen ist.

§ 51 Vererbung geistiger Eigenschaften

1. Weshalb endlich ist stets bei dem grimmigen Löwengeschlecht wilde Gewalttat erblich, beim Fuchse die List, bei den Hirschen Flucht von den Vätern vererbt und der Schreck, der die Glieder beflügelt?

2. Ähnlich die übrigen Sippen; warum nur arten sie alle von dem Beginn des Lebens in Gliedern und Geist dem Geschlecht nach?

3. Doch nur aus dem Grund, weil die besondere seelische Kraft stets aus dem

eigenen Samen und Stamm mit dem Körper zusammenwächst.

4. Wäre die Seele unsterblich und wechselte öfter die Leiber, müßte bei allen Geschöpfen sich auch der Charakter vermischen.

5. Dann ergriffe wohl oft ein Hund Hyrkanischer Rasse vor dem Hirsch die Flucht, wenn er ihn mit seinem Geweih anrennt, scheu entflöhe der Falke in die Luft vor der nahenden Taube, Tiere bekämen Vernunft und vernunftlos würden die Menschen.

6. Denn wenn man sagt, es verändere sich auch die unsterbliche Seele, wie sich der Leib umwandelt, so ist die Erklärung nicht richtig.

7. Denn was sich wandelt, das löst sich auch auf, geht also zugrunde.

8. Da sich die Teile verschieben und nicht in der Reihe verbleiben, müssen sie auch in den Gliedern bequem auseinander sich lösen können, um alle zuletzt mit dem Körper zugleich zu verschneiden.

9. Wenn sie dann aber behaupten, die Seelenwanderung gehe immer durch menschliche Körper, so frage ich, weshalb wohl die klügsten Geister bisweilen ver-dummen, warum kein Kind schon verständig und kein Füllen gelehrig schon ist wie ein kräftiger Renner?

10. Weil natürlich im zarteren Leib auch der zartere Geist wohnt, lautet die Ausflucht jener.

11. Doch ist es so, mußt du der Seele sterbliches Wesen bejahen; denn wenn sie im Körper sich so sehr ändert, büßt sie doch ein das frühere Leben und Fühlen.

12. Und wie soll denn die geistige Kraft mit dem Körper erstarken und zur willkommenen Reife des Lebens gemeinsam erblühen, wenn sie nicht schon vom Lebensbeginn sein treuer Genosse wäre?

13. Oder was will sie für sich, daß sie flieht aus den alternden Gliedern?

14. Fürchtet sie etwa verhaftet im modernden Körper zu bleiben und von den Trümmern verschüttet der altersschwachen

Behausung unterzugehen, trotzdem der Unsterblichen keine Gefahr droht?

§ 52 Torheit der Seelenwanderungslehre

1. Endlich, wie lächerlich ist es, sich die Seelen gerüstet zu denken, um bei der Paarung der Tiere und ihrer Geburt zu erscheinen!
2. Sollen sie unendlich an Zahl auf die sterblichen Glieder warten, sie, die Unsterblichen?
3. Sollen sie untereinander sich streiten um die Wette, wer allen zuvor den Zutritt haben soll?
4. Oder es müßten denn etwa die Seelen vertraglich beschlossen haben, daß, wer nur zuerst im Fluge sich naht, auch als erster hinein dürfe, wodurch sich weiterer Wettstreit erübrige.

§ 53 Die Seele ist an den Leib örtlich gebunden

1. Übrigens kann in dem Himmel kein Baum, keine Wolke in des Meeres Tiefe sich bilden, es kann kein Fisch im Trockenen leben, kann kein Blut aus dem Holz, kein Saft aus den Steinen fließen.
2. Fest umgrenzt ist für jedes der Ort, wo es wachsen und sein darf.
3. So kann sich alleine und ohne den Körper die Seele ihrem Wesen nach nie entfernt von dem Blut und den Nerven bilden.
4. Könnte sie das, dann würde wohl eher die geistige Kraft sich im Haupte, sammeln den Schultern, sogar ganz unten im Fuße oder auch sonst an beliebigem Ort einwachsen, sie würde immer doch im selben Gefäß bleiben, das heißt, in dem Menschen.
5. Weil wir nun sehen, wie dieses Gesetz auch in unserem Körper feststeht und auch der Ort für das Sein und Wachsen gesondert wie für den Geist so die Seele bestimmt ist, muß man noch schärfer leugnen, daß sie außerhalb des Körpers entstehen und dauern könnten.

6. Darum wenn der Körper zerfällt, dann geht notwendig zugleich auch die durch den ganzen Leib hin verbreitete Seele zunichte.

7. Darum wer ein sterbliches Wesen mit einem unsterblichen verbinden und sie zu einem Gefühl und zur Wechselwirkung vereinen will, ist ein Narr.

8. Was läßt sich denn auch Verschiedeneres denken oder entgegengesetzter und weiter getrennt voneinander als ein sterbliches Wesen unsterblichem, ewigem vermählt, um aneinandergebunden den widrigen Stürmen zu trotzen?

§ 54 Begriff der Ewigkeit unvereinbar mit der Seele

1. Ferner muß alles, was ewig besteht, den Stößen Trotz bieten, weil entweder sein Körper durchaus massiv und solide ist und nicht duldet, daß irgendein fremdes Wesen sich eindringt, welches die enge Verbindung der Teile zu lockern vermöchte, Der Art sind, wie ich früher gezeigt, die Atome des Urstoffs, oder es kann auch etwas in alle die Ewigkeit dauern, weil es kein Schlag je trifft, so steht es mit dem stofflosen Leeren, das kein Stoß je trifft, das unantastbar verharrt, oder es gibt auch ein Etwas, das ringsum ohne den Raum ist, in den sonst sich der Dinge Bestand verflüchtigt und auflöst.

2. So ist das ewige All; denn es dehnt sich da weder nach außen irgendein Raum zum Entweichen der Dinge noch gibt es da Körper, die es durch kräftigen Schlag beim Hineinfall zertrümmern könnten.

3. Wollte man aber vielleicht die unsterbliche Seele noch dadurch retten, daß man sich auf die schützenden Lebenskräfte stützt, weil entweder, was dem Leben schadet, sich gar nicht heranwagt oder weil das, was sich etwa genaht, noch bevor wir den Schaden fühlen, schon irgendwie sich nach rückwärts wendet und abprallt, läßt sich doch nichts hieraus für das Wesen der Seele gewinnen.

4. Spricht doch außer den Leiden des Körpers, an denen sie teilnimmt, auch die marternde Angst vor der Zukunft kräftig dagegen, welche die Seele bedrängt und durch nagende Sorgen ermattet, wie die Gewissensbisse ob früherer Sündenverstrickung.

5. Hierzu kommen noch weiter die eigentlich seelischen Leiden: Tollheit, Gedächtnisschwund und die dunkle Woge der Schlafsucht.

§ 55 Der Tod berührt uns nicht

1. Nichts geht also der Tod uns an, nichts kann er bedeuten, da ja das Wesen des Geistes nunmehr als sterblich erkannt ist.

2. Wie wir kein Leid litten in jenen vergangenen Zeiten, als die Punier kamen mit kampferüsteten Heeren, als von dem Lärme des Krieges erschüttert der schauernde Erdball unter den hohen Gefilden des himmlischen Äthers erdröhnte, als es noch zweifelhaft war, an welche von beiden Nationen das Amt zu Wasser und Land fiele über die Menschheit zu herrschen so wird dann, wenn wir nicht mehr sind, wenn Körper und Seele reinlich sich schieden, die jetzt sich in uns zur Einheit verbanden, sicherlich uns, die wir nicht mehr sind, nichts künftig mehr treffen, nichts auf der Welt mehr unser Gefühl zu erregen imstande sein, selbst wenn das Land mit dem Meer und das Meer mit dem Himmel sich mischte.

3. Ja, wenn des Geistes Natur und die Kraft der Seele noch irgend etwas empfindet, sobald sie aus unserem Körper geschieden, geht es uns doch nichts an.

4. Denn wir, wir bestehen ja als Einheit nur durch den innigen Bund, den Körper und Seele geschlossen.

5. Selbst wenn die Zeit nach unserem Tod die gesamten Atome unseres Daseins wieder vereinigte so, wie sie jetzt sind, und wir das Lebenslicht zum anderen Male erblickten, würde auch dieses Ereignis mit-

nichten uns irgend berühren, da uns die Erinnerung an das frühere Leben fehlte.

6. Wie es uns jetzt nicht berührt, was wir früher einmal gewesen sind: so trifft uns nie die Angst um unser künftiges Leben.

7. Wenn du bedenkst, wie unendlich sich der Vergangenheit ganzer Zeitraum dehnt, ferner wie mannigfach auch die Bewegung des Urstoffs sich gestaltet, so kannst du wohl leicht zum Glauben gelangen, daß schon früher die Keime, aus denen wir jetzt bestehen, oft in derselbigen Ordnung gestanden sind, wie sie auch jetzt stehen.

8. Doch wir können uns dies nimmer im Geiste zurückrufen, da sich dazwischen ein Stillstand unseres Lebens ergab und der Atomenstrom sich von Empfindungen gänzlich fern hielt.

9. Denn wenn es einem vielleicht in der Zukunft schlecht ergehen soll, müßte er doch selbst in eigener Person, der es übel ergehen soll, da sein.

10. Da nun der Tod dies aufhebt und die Person nicht mehr existieren kann, die Übel zu treffen vermöchten, lernt man daraus, daß wir im Tode nichts mehr zu fürchten haben, ferner, daß wer nicht lebt, auch niemals elend kann werden, ja, daß es gerade so ist, als wären wir nimmer geboren, wenn der unsterbliche Tod uns das sterbliche Leben genommen.

§ 56 Wahngedanken über den Tod

1. Siehst du daher, daß ein Mensch sich entrüsten will über sich selber, im Grab modern zu müssen, wo der Leib nach dem Tode ruhen soll, oder von Flammen, ja gar von Bestien gefressen zu werden, glaub mir, da klingt es nicht rein, da liegt ein verborgener Stachel noch in dem Herzen versteckt, so sehr es jener auch leugnet, selber an Fortempfindung im Todesfalle zu glauben.

2. Denn, wie mich dünkt, erfüllt er nicht recht sein Versprechen und dessen tieferen Grund, und er kann sich nicht ganz

vom Leben noch scheiden, sondern er läßt noch ein Restchen vom Ich auch jenseits bestehen, ohne es zu merken.

3. Denn wer als Lebendiger es sich einmal vorstellt, wie im Tode die Vögel und Bestien den Körper zerfleischen, wird sich selber bejammern.

4. Er kann sich von jenem nicht trennen, kann sich nicht recht noch scheiden von seinem leblosen Körper, wähnt, er sei es noch selber und leiht ihm seine Empfindung.

5. Darum entrüstet er sich ob seines sterblichen Ursprungs, ohne zu sehen, daß beim wirklichen Tod er nicht selbst noch als Fremder dastehen werde, um lebend den eigenen Tod zu bejammern und zu bedauern, ein Raub von Flammen und Tieren zu werden.

6. Denn wenn es schlimm ist, im Tod von dem Biß und den Kiefern der Bestien übel mißhandelt zu werden, so finde ich es ebenso bitter, auf das Feuer gelegt und in glühenden Flammen gebraten oder gebettet zu sein in erstickende Honigklumpen oder im Frost zu erstarren auf eisiger Marmorplatte oder von oben zerdrückt durch der Erde Gewicht sich zu fühlen.

§ 57 Nichtige Trauergedanken

1. »Nimmermehr wird dich dein Heim willkommen heißen und nimmer dir dein treffliches Weib und die lieblichen Kinder entgegen eilen mit Küssen, dein Herz mit inniger Wonne erfüllend; nimmermehr kannst du ein Mehrer des Ruhmes und den Deinen ein Hort sein; ein unseliger Tag entriß ohne alles Erbarmen alles dir Armen, was einst dein Leben so herrlich beglückte.«

2. Also klagt man, doch fügt man nicht zu: »Und du selber, du bist jetzt aller Sehnsucht ledig nach all dergleichen Genüssen.«

3. Sähen sie dies recht ein im Gemüt und liehen ihm Worte, könnten sie leicht ihr Herz von gewaltigen Ängsten erleichtern: »Du wirst so, wie du jetzt im Tode entschlummert, auch künftig ruhen, erlöst

von allen dich kränkenden Schmerzen und Nöten; doch wir standen dabei, als du auf dem schaurigen Holzstoß zu Asche verbrannt wurdest. Wir beweinten dich bitterlich; nie wird der Tag kommen, der den ewigen Gram aus den Herzen uns nähme.«

4. Hier nun darf man wohl fragen: »Was ist denn so Bitteres geschehen?

5. Wenn doch die Sache auf Schlaf und auf ewige Ruhe hinausläuft, warum soll sich denn jemand in ewiger Trauer verzehren?«

6. Öfter begegnet es auch, daß sich Leute beim Mahle beklagen, wenn sie, von Kränzen umschattet die Stirn, die Pokale erheben, recht so aus Herzensgrund: »Wie kurz, ach, dauert uns Menschlein dieser Genuß! Bald ist er dahin; nie kehrt er uns wieder.«

7. Gleichsam als ob dies in dem Tod das gräßlichste Unglück wäre, daß austrocknender Durst die Verstorbenen brenne und dörre oder nach anderen Genüssen noch stehe ihr heißes Begehren.

8. Aber wenn Seele und Leib gleichmäßig im Schlummer sich ausruhen, dann sorgt wahrlich doch niemand um seine Person und sein Leben.

9. Denn wir wären es zufrieden, auch ewig so weiter zu schlummern, und persönliche Wünsche berühren uns nimmer im Schlafe; und doch halten sich dann die Atome in unseren Gliedern noch durchaus nicht so weit entfernt von Erregung der Sinne; kann ja der Mensch doch von selbst, aus dem Schlummer erwacht, sich ermannen!

10. Also berührt uns der Tod weit weniger noch als wir glauben, wenn es ein Weniger gibt als das, was offenbar Nichts ist; denn es folgt auf den Tod stets größere Verwirrung des Stoffes und Zerstreung.

11. Noch nie ist jemand wieder auferstanden, hat ihn erst einmal des Lebens eisiges Ende umfängen.

§ 58 Die Stimme der Natur

1. Wenn die Natur nun plötzlich die Stimme erhöbe und zornig also in eigener Person zu einem der unsrigen spräche: »Sterblicher, sage, was ist dir?
2. Was gibst du so über die Maßen kläglichem Trauern dich hin?
3. Was beklagst und beweinst du das Sterben?
4. War dir dein Leben erfreulich, das hinter dir liegt und vollendet, sind dir alle Genüsse nicht etwa kläglich zerronnen wie durch ein leckes Gefäß und ohne Genuß dir entschwunden, warum scheidest du nicht als gesättigter Gast von des Lebens Tafel, du Tor, und genießt die sichere Ruhe mit Gleichmut?
5. Sind hingegen die Quellen der Freude dir gänzlich zerflossen, ist dir das Leben zum Ekel, was willst du denn weiter hinzutun, was doch wieder verschwindet und ohne Genuß dir zerrinnt?
6. Warum machst du nicht lieber ein Ende der Qual und des Lebens?
7. Denn was könnte ich dir noch weiter ersinnen oder erfinden, was dich zu freuen vermöchte?
8. Es bleibt ja doch immer beim Alten.
9. Auch wenn die Jahre noch nicht dir den Körper völlig entnervten oder die Glieder dir lahmten, so bleibt doch alles wie vorher, magst du auch alle Geschlechter an Lebensdauer besiegen, ja, selbst wenn du für immer dem Tod zu entfliehen vermöchtest.«
10. Was entgegenen wir dann der Natur?
11. Doch wohl, daß mit Recht sie uns vor Gericht gezogen und nur die Wahrheit gesprochen hat.
12. Wenn nun vollends ein alter, gebrechlicher Greis sich beklagte und zu kläglich begänne den nahenden Tod zu bejammern, müßte sie da nicht noch lauter und schärfer die Schelte erheben?
13. »Weg mit den Tränen, du Narr, und laß dein Klagen und Jammern!
14. Alles, was schön ist im Leben, das hattest du: nun bist du fertig; doch weil du

immer verschmähst, was du hast, und begehrst, was du nicht hast, so entschwand dir dein Leben in unerfreulicher Halbheit, bis sich der Tod urplötzlich dir zu Haupten stellte, bevor du gesättigt und voll von den Gütern des Lebens scheiden konntest.

15. Jetzt laß alles im Stich, was sich nicht mehr schickt für dein Alter, mach den Klügeren Platz, schnell! ohne zu murren: es muß sein!«

16. Klage nun so die Natur, sie hätte ein Recht so zu schelten.

17. Wird doch das Alte beständig verdrängt von dem Neuen: es muß ihm weichen und immer sich eins aus dem anderen wieder ergänzen.

18. Niemand kann in dem Schlund und des Tartarus Dunkel versinken; denn man bedarf ja des Stoffs zur Bildung der nächsten Geschlechter, die dir alle jedoch einst folgen werden am Ende: Vor dir nicht minder wie nach dir verfallen sie alle dem Tode.

19. So wird unaufhörlich das eine entstehen aus dem anderen, keinem gehört ja das Leben zum Eigentum, allen zur Nutzung.

20. Blick nur zurück!

21. Was können für uns die vergangenen Jahre jener unendlichen Zeit vor unserer Geburt noch bedeuten!

22. Dies ist also der Spiegel, den uns die Natur von der Zukunft vorhält, welche dereinst nach unserem Tode sein wird.

23. Ist das ein Schreckensbild?

24. Erscheint da was Düsteres?

25. Oder ist man nicht besser im Tod als im ruhigsten Schläfe gesichert?

§ 59 Erkenntnis des Irrtums bringt Heilung

1. Könnten die Menschen sich doch, wie sie selbst die Last auf der Seele zu fühlen scheinen, die schwer sie bedrückt und gänzlich ermattet, über den Grund der Belastung zur Klarheit kommen, woher nur soviel Leid wie ein Stein auf der Brust sich

bei ihnen gelagert: Anders führten sie ihr Leben dann als man es jetzt meistens sieht.

2. Was er eigentlich will, weiß niemand so recht, und so sucht er immer die Stelle zu wechseln, als könnte er sich dadurch entlasten.

3. Oft eilt jener hinaus aus seinem geräumigen Hause, dem sein Heim ist verleidet.

4. Doch plötzlich wendet er heimwärts, da er gemerkt, auf den Straßen ist es auch nicht besser als drinnen.

5. Dann kutschiert er in sausendem Trab mit den Ponys zum Landgut, wie wenn es gälte, sein brennendes Dach vor dem Feuer zu retten.

6. Kaum ist die Schwelle der Villa erreicht, gleich fällt er ins Gähnen oder in Schlaf.

7. So sucht er bedrückt sich selbst zu vergessen; oder er wendet zurück und sucht stracks wieder die Stadt auf.

8. So will jeder sich selber entfliehen.

9. Doch, wie es zu gehen pflegt, sich entrinnt er gewiß nicht.

10. Unwillig stockt er und wird nun ärgerlich, weil er als Kranker der Krankheit Grund nicht erkannt hat.

11. Sähe er ihn, dann würde wohl jeder das übrige lassen und versuchen, zuerst die Natur recht kennen zu lernen; denn hier handelt es sich nicht um den Zustand einiger Stunden, sondern der Ewigkeiten, in dem sich der Sterblichen Dasein abspielt, das nach dem Tode uns bleibt und jeden erwartet.

§ 60 Verwerfliche Lebensgier

1. Endlich die Gier nach dem Leben!

2. Wie maßlos beherrscht sie und zwingt uns, stets in Gefahren und Zweifeln mit Zittern und Zagen zu leben!

3. Sicher, ein Ende des Lebens erwartet uns Sterbliche alle, Flucht vor dem Tod ist nicht möglich, es rettet uns nichts vor dem Sterben.

4. Außerdem drehen wir uns stets und verharren im selbigen Kreise; und kein

neues Vergnügen ersprießt aus der Lebensverlängerung, sondern, so lange uns fehlt, was wir wünschen, erscheint uns just dieses besser als alles, und haben wir dies, dann wünschen wir anderes.

5. Also lechzen wir stets, nie stillt sich der Durst nach dem Leben.

6. Auch welches Los uns die Zukunft bringt, was der Zufall uns zuwirft, was uns erwartet am Schluß; dies alles muß zweifelhaft scheinen.

7. Mag man das Leben verlängern, vom Zeitraum unseres Todes rauben wir keine Sekunde.

8. Wir können ja niemals bewirken, daß wir geringere Zeit im Reiche des Todes verweilen.

9. Könnten wir also das Leben selbst auf Jahrhunderte dehnen, ewig würde doch währen der Tod, und für jenen, der heute schied aus dem Tageslicht, wird das Nichtsein nicht kürzer dauern als für den, der schon Monde und Jahre zuvor verstorben.

Viertes Buch

Wahrnehmen, Denken, Begehren

§ 61 Traumtäuschung

1. Und zum Schluß noch die Träume!
2. Obwohl uns in lieblichem Schlummer der Schlaf fesselt und der Leib in völlige Ruhe versenkt ist, glauben wir dennoch zu wachen und unsere Glieder zu regen, glauben auch trotz stockfinsterer Nacht die Sonne zu schauen und das erleuchtende Licht des Tages.
3. Es deuchte uns, obwohl wir uns im geschlossenen Raum befinden, als ob wir Himmel und Erde durchflögen, die Ströme, das Meer, und die Felder durchwanderten.
4. Ja, wir vernehmen da Töne, obgleich doch nächtliche Stille ringsum herrscht, und wir geben mit schweigendem Mund die Antwort.
5. Dieser Art können wir vieles und wundersames erleben, was uns alles versucht, das Vertrauen zu den Sinnen zu rauben.
6. Freilich umsonst!
7. Denn die Täuschung entspringt in den meisten der Fälle erst dem Denken des Geistes, das wir doch selber hinzutun, das uns erblicken läßt, was das Auge doch gar nicht erblickt hat.
8. Ist doch nichts so schwierig als Scheidung des deutlich Erkannten von dem Bezweifelbaren, das unser Verstand noch hinzutut.

§ 62 Gegen die Skeptiker

1. Endlich wer meint, man wisse doch nichts, der weiß ja auch dies nicht, ob man was wissen kann, da er sein eigenes Wissen leugnet.
2. Nun mit solchem Sophisten verzichte ich den Streit zu beginnen; steht er ja doch mit dem Kopfe in seiner eigenen Fußspur.
3. Aber gesetzt auch, ich gäbe es ihm zu, so frage ich ihn einfach: Da er vorher

in der Welt nichts Wahres gesehen hat, woher weiß er denn, was Wissen bedeutet und was Nichtwissen; und weiter: Was verschaffte ihm denn die Erkenntnis des Wahren und Falschen?

4. Welchen Proberstein hat er, das Sichere vom Zweifel zu scheiden?

§ 63 Epikurs Kanon

1. Du wirst folgendes finden: die Sinne verschaffen vor allem uns die Erkenntnis des Wahren, die Sinne sind unwiderleglich.
2. Denn viel größeres Vertrauen muß immer erwecken, was selber unabhängig von anderem den Irrtum mit der Wahrheit schlägt.
3. Was kann also vertrauenerweckender sein als die Sinne?
4. Oder wie darf ein falsch aus der Sinnesempfindung gezogener Schluß, der doch ganz aus den Sinnen geboren ist, gegen sie gelten?
5. Sind die Sinne nicht wahr, dann täuschen auch sämtliche Schlüsse.
6. Oder vermöchte das Auge den Fehler des Ohrs zu bekritteln, oder das Ohr des Gefühls?
7. Soll dies der Geschmack überführen?
8. Dies die Nase bestreiten, das Auge dagegen sich wenden?
9. Nein, so ist es wohl nicht.
10. Denn ein jeglicher Sinn hat sein eigenes Reich und sein eigenes Vermögen und deshalb muß jeder, was weich ist oder was kalt, was warm, mit besonderem Sinne empfinden und die verschiedenen Farben und Formen und alles, was sonst sich diesen vereint, gesondert mit anderem Sinne bemerken.
11. Ebenso wirkt der Geschmack mit besonderer Kraft, und gesondert kommen Geruch und Gehör zur Empfindung.
12. So ist es unmöglich, daß ein Sinn durch den anderen zur Widerlegung gebracht wird.

13. Niemals können nun gar die Sinne sich selber bekritteln; denn ein jeder verdient allzeit das gleiche Vertrauen.

14. Folglich ist jedesmal wahr, was den Sinnen so jedesmal dünkt.

15. Und wenn der Verstand die Frage nicht gleich zu lösen vermöchte, weshalb, was in der Nähe ein Viereck war, aus der Ferne rund uns erschien, empfiehlt es sich doch, wenn uns die Einsicht mangelt, lieber falsch zu erklären die doppelte Form der Gestaltung als Handgreifliches je aus der Hand sich entwischen zu lassen und an dem Grundvertrauen zu rütteln und unseres Lebens und Heils grundlegende Fundamente niederzureißen.

16. Nicht nur jedes System zerfiele sofort, auch das Leben bräche dann selber zusammen, sofern du den Sinnen nicht trauest, oder des Wahns Abgründe nicht miedest und sonstige Versuchung, und entgegengesetzten Maximen nicht zu folgen wagtest.

17. Alles mithin, was gehäuft wird, gegen die Sinne zu sprechen, darf dir nichts weiter bedeuten als inhaltloses Gerede.

18. Wie ja auch schließlich beim Bau, wenn das Grundlineal nicht gerade, wenn auch das Richtmaß falsch und mit schiefen Winkeln gebaut ist oder das Bleilot endlich auch nur um ein Tüttelchen abweicht, da muß alles vertrackt und windschief werden am Hause, alles verpfuscht und vorn wie hinten zum Dache nicht passend, daß schon einzelne Teile mit Einsturz drohen, ja wirklich stürzen; verfehlt war eben von Grund aus die ganze Berechnung.

19. So müßte auch jedwedes System verpfuscht und verkehrt sein, falls dir die Sinne, auf die du gebaut, sich als irrig erwiesen.

§ 64 Über Wille und Aufmerksamkeit

1. Viel ist auf diesem Gebiet noch zu fragen und viel noch zu klären, wenn wir dieses Problem vollständig erledigen wollen.

2. Da ist die wichtigste Frage: Weshalb denkt unser Verstand just das alsbald, was zu denken ihm gerade die Lust gekommen ist?

3. Schauen die Bilder vielleicht auf unseren Willen und stellt sich uns, wenn wir wollen, sofort das entsprechende Bild zur Verfügung?

4. Mag sich der Wunsch auf das Meer, auf die Erde, den Himmel uns richten, oder Versammlung des Volks, Aufzüge, Bankette und Schlachten, schafft das etwa aufs Wort die Natur und liefert uns alles?

5. Aber es denkt doch der Geist an der nämlichen Stelle und Gegend bei verschiedenen Personen auch ganz verschiedene Dinge.

6. Sehen wir ferner im Takt die Bilder des Traumes marschieren.

7. Sehen wir sie wie im Tanz die gelenkigen Glieder bewegen, wenn sie gelenkig die Arme zur Wechselbewegung erheben und das Spiel mit dem Fuße dazu harmonisch begleiten, sind da die Bilder nicht gar kunststrotzende Tanzvirtuosen, daß sie zur nächtlichen Zeit so zierlich zu spielen imstande sind?

8. Oder ist folgender Grund wohl richtiger?

9. Weil in dem einen Zeitraum, wo wir empfinden, das heißt wo wir ein Wörtchen sprechen, viele Momente versteckt sind, die nur die Berechnung ermittelt, daher kommt es, daß in jedem Moment und von jeglicher Art uns Bilder an jeglichem Orte bereit zur Verfügung sich stellen.

10. So beweglich und zahlreich erscheint uns die Menge der Dinge.

11. Denn wenn das frühere Bild uns verschwand und ein neues mit anderer Stellung entstand, so scheint uns das erste die Haltung zu ändern.

12. Da sie nun ferner so zart sind, erscheinen dem Geiste genau nur die, worauf er sich spannt; darum schwinden ihm sämtliche Bilder außer denen, auf die er sich selber schon innerlich einstellt: Darauf stellt er nun für der sich ein in der Hoff-

nung, die Bilder, die aus jeglichem Dinge sich bilden, zu sehen: so geschieht es auch.

13. Siehst du nicht auch, wie das Auge sich spannt und den Willen darauf lenkt, wenn es begonnen den Blick auf zarte Gebilde zu richten?

14. Ohne ein solches Bemühen ist deutliches Sehen nicht möglich.

15. Kann man doch selbst erfahren, daß deutlich erkennbare Dinge, wenn sie der Geist nicht beachtet, so gut wie dem Blicke entrückt sind während der ganzen Zeit und in weiteste Ferne verschlagen.

16. Weshalb soll es nun wunderbar sein, daß dem Geiste das andere alles verloren geht, nur das nicht, worauf er sich einstellt?

17. Ferner fügen wir oft den kleinsten Erscheinungen größte Wahnvorstellungen zu und verstricken uns selbst so in Täuschung.

§ 65 Wechsel der Traumbilder

1. Manchmal geschieht es im Traum, daß ein andersartiges Bild sich dem vorherigen Bild unterschiebt.

2. So scheint, was ein Weib war, unter den Händen uns oft in ein männliches Wesen verwandelt; oder es folgt ein verändertes Gesicht und verändertes Alter.

3. Aber wir wundern uns nicht: so wirkt das Vergessen im Schlaf.

§ 66 Die Organe sind früher als ihr Gebrauch

1. Hierauf soll man nun nicht, nach meinem entschiedenen Urteil, folgenden Fehler begründen, und diesen Irrtum vor allem sollst du, so lautet mein Wunsch, vorsorglich verhüten und meiden: daß du nicht meinst, es seien der Augen leuchtende Lichter uns zum Sehen gegeben.

2. Und daß auf die Füße sich stützend Waden wie Schenkel sich oben am Ende zu falten vermögen, um es uns möglich zu machen ausschreitende Schritte zu setzen.

3. Oder daß ferner die Arme an kräftigen Muskeln befestigt und zwei Hände uns als Dienerinnen gegeben seien, um uns damit zu beschaffen, was wir alles zum Leben brauchen; und was man sich sonst noch alles in ähnlicher Weise zurechtlegt.

4. Dies ist alles verkehrt und nach falscher Methode ersonnen.

5. Denn zu unserem Gebrauch ist nichts in dem Körper erschaffen, sondern es schafft sich vielmehr das Geschaffene seinen Gebrauch erst.

6. Ehe das Augenpaar war geschaffen, bestand noch kein Sehen.

7. Und kein Sprechen war möglich, solange die Zunge nicht da war, sondern die Schöpfung der Zunge war früher als jene der Sprache, und die Entstehung des Ohrs fällt auch weit früher, als jemand Töne vernahm; kurzum, für sämtliche Glieder, so meine ich, gilt, daß sie früher vorhanden, bevor ihr Gebrauch gefunden wurde.

8. Folglich konnten sie nicht dem Gebrauche zuliebe erwachsen.

9. Aber die Hand zu erheben zum feindlichen Streite des Faustrechts und zu zerfleischen den Leib und die Glieder mit Blut zu beflecken, dies gab es lange, bevor noch flogen die blitzenden Pfeile, und sich vor Wunden zu hüten erzwang die Natur bereits früher, ehe die Linke die Kunst noch gelernt mit dem Schild sich zu decken.

10. Auch den ermüdeten Leib zur Ruhe zu bringen erfand man selbstverständlich schon früher als weichlich gepolsterte Betten, und man löschte den Durst noch bevor man den Becher erfunden.

11. All dies darf man mithin als zum Nutzen des Menschen erfunden ansehen, da der Gebrauch des täglichen Lebens es lehrte.

12. Aber verschieden davon ist alles, was selbst schon vorher war, was, nachdem es entstanden, die Kenntnis des Nutzens erst hergab.

13. Dazu gehören vor allem die Sinne und sämtliche Glieder.

14. Also ich sage es noch einmal, es bleibe dir fern der Gedanke, daß die Organe uns zu nützlichem Dienst erst erschaffen seien.

§ 67 Theorie der Pollution

1. Dann, wenn der Same zuerst in der Jugend Brandung sich einstellt und ihn das reife Alter von selbst in den Gliedern erzeugt hat, treten von außen dem Jüngling die Bilder von allerlei Körpern nahe, die schönes Gesicht und blühende Farbe verraten.

2. Diese nun reizen die Adern, die reichlicher Samen geschwellt hat, daß wie beim Liebesgenuß sich oftmals starke Ergüsse strömend manchen entladen und ihre Gewandung beflecken.

3. Wie ich gesagt, wird erweckt in unseren Körpern der Samen, erst wenn das reife Alter die Glieder gehörig gekräftigt.

4. Denn die Dinge bewirken verschiedene Erregung und Reizung.

§ 68 Über die Liebe

1. Doch nur ein menschliches Bild kann den Samen des Menschen erregen.

2. Wird nun dieser vertrieben aus seinem Ursprungssitz, läuft er von überall her durch sämtliche Glieder des Leibes in die bestimmten Gefäße der Samenstränge, von wo er alsbald auch erregt die Zeugungsglieder des Körpers, diese nun schwellen vom Samen gereizt, es entsteht das Verlangen, ihn dort auszuspritzen, wohin ein gewaltiger Trieb strebt, und der Leib ist sein Ziel, der die Herzenswunde geschlagen.

3. Denn wir fallen gewöhnlich auf unsere verwundete Stelle; dorthin schießt uns das Blut, von wo wir die Hiebe empfangen; ist in der Nähe der Feind, trifft diesen der rötliche Blutstrahl.

4. Wem nun die Pfeile der Liebe die Herzenswunde geschossen, mag sie ein Knabe versenden, der weibliche Reize zur Schau stellt, oder ein Weib, das die Liebe

aus allen Gliedern des Leibes ausstrahlt, der geht los auf den Schützen und sucht die Verbindung, sucht aus dem eigenen Leibe den Saft in den anderen zu schleudern; denn sein stilles Begehren verheißt ihm Wonne der Wollust.

§ 69 Warnung vor der Liebesleidenschaft

1. Dies heißt Venus bei uns; daher hat Amor den Namen; daher wurde uns zuerst der süßeste Tropfen der Liebe eingeträufelt ins Herz; dann kam die erkältende Sorge.

2. Denn ist dir fern, was du liebst, so sind doch die Bilder der Liebe immer dir nah und lieblich ans Ohr klingt immer ihr Name.

3. Aber man sollte die Bilder verbannen, man sollte der Liebe jegliche Nahrung entziehen, den Sinn auf anderes richten und den gesammelten Saft auf beliebige Leiber verschleudern, statt ihn aufzubewahren, um einer Liebe zu fröhnen und sich nur sichere Sorge und Schmerzen dadurch zu bereiten.

4. Nährt man ein solches Geschwür, so wird es nur schlimmer, je älter; ärger wird täglich dein Rasen und drückender lastet dein Kummer, wenn du nicht immer mit neueren Reizen den Wundschmerz betäubst oder ihn vorher gleich bei den Liebchen der Gasse kurierst oder die Triebe der Seele nach anderen Richtungen ablenkst.

§ 70 Liebeswahn

1. Wer die Leidenschaft flieht, verzichtet darum nicht auf jeden Liebesgenuß, nur sucht er vielmehr die straflosen Freuden.

2. Denn ein Gesunder erfreut sich doch offenbar reinerer Wollust als wer krank ist vor Liebe.

3. Denn selbst bei dem Akt der Umarmung schwankt der Liebenden Brunst in taumelnder Irrnis.

4. Sie wissen kaum, wo sich der Blick und die Hände zuerst sättigen sollen.

5. Was sie ergreifen, erdrücken sie fast; sie mißhandeln den Körper schmerz-

haft, ja sie zerbeißen sich oft mit den Zähnen die Lippen.

6. Pressen sie Küsse darauf.

7. Sie leidet nicht reiner Genußtrieb, sondern ein heimlicher Stachel den Gegenstand selbst zu verletzen, wer es auch sei, der die rasende Wut in dem Herzen entfacht hat.

8. Freilich im Liebesgenuß weiß Venus die Qualen zu lindern, und die schmeichelnde Lust hemmt leicht die gefährlichen Bisse, denn es betört sie die Hoffnung, die brünstige Flamme zu löschen habe nur der Leib wirklich die Kraft, dem die Glut entglommen ist.

9. Doch dies wäre fürwahr der Natur vollkommen zuwider.

10. Das ist das einzige Ding, von welchem das glühende Herz immer noch mehr sich gewinnen will, je mehr wir davon schon besitzen, Speise und Trank nimmt auf das Innere unseres Körpers und, da sie hierin erfüllen bestimmte Reviere, so kann man damit leicht das Verlangen nach Trank und Speise befriedigen.

11. Doch von dem schönen Gesicht und der blühenden Farbe des Menschen bleibt dem Leib zum Genuß nichts übrig als zarteste Bilder.

12. Ach, ein schwächlicher Trost, den ein Windstoß oft noch davonführt!

13. Wie in dem Traum dem Dürstenden oft das Getränk versagt bleibt, das ihm die brennende Glut in den Gliedern zu löschen vermöchte, und statt dessen nur Bilder des Wassers ihn täuschend umgaukeln, daß er beim Trinken inmitten des reißenden Stromes verdurstet, so öffnet Venus die Liebenden oft mit den Bildern der Liebe, da sie sich selbst in der Nähe am Sehen nicht ersättigen können und kein Stück mit der Hand von dem Reize der Glieder erhaschen, wenn sie den Leib auch ganz im Liebestaumel durchirren.

14. Endlich wenn Glied sich dem Gliede geeint, um die Blüte der Jugend auszukosten, im ersten Gefühl der kommenden Wonne, wenn sich Venus bereitet, das weibliche Feld zu besamen, pressen mit

Gier sie die Brust an die Brust; es vermischt sich des Mundes Speichel, sie pressen den Zahn in die Lippen mit keuchendem Atem: doch umsonst, sie können ja nichts dem Körper entreißen oder mit ihrem Leib sich ganz in den anderen versenken, was sie wirklich bisweilen zu tun um die Wette bemüht sind; so fest hängen sie beide in Venus Banden zusammen, bis sich die Kraft der Wollust bricht und die Glieder sich lösen.

15. Hat sich nun so die gesammelte Lust aus den Adern entladen, tritt in der heftigen Brunst wohl ein Stillstand ein für ein Weilchen, dann kehrt wieder von neuem zurück die wütende Tollheit, wieder versuchen sie endlich zum Ziele der Wünsche zu kommen: Doch da gibt es kein Mittel die Krankheit wirklich zu heilen.

16. Hilflos gehen sie so an der heimlichen Wunde zugrunde.

§ 71 Folgen der Liebesleidenschaft

1. Dazu kommt noch der Kräfteverfall und vernichtende Mühsal, kommt noch ferner die Knechtschaft hinzu im Banne des anderen, und die Versäumnis der Pflicht; das Ansehen wankt und krankt.

2. Unterdessen zerrinnt das Vermögen.

3. Aus Persien kauft man Decken, am Fuß muß ein niedlicher Schuh aus Sikyon glänzen, große Smaragde, natürlich mit grün durchscheinendem Licht werden in Gold nun gefaßt, der Purpur wird ständiges Hauskleid und der mißhandelte Stoff saugt voll sich vom Schweiß der Liebe.

4. Was die Väter erwarben, verwandelt sich in Diademe oder in Mäntel und Kleider aus Chios oder Alinda.

5. Prächtige Decken und Speisen erscheinen bei Tafel und Würfel; Becher wechseln und Salben und Blumengewinde und Kränze: Alles umsonst.

6. Denn mitten vom Strudel der Freuden erhebt sich plötzlich ein Wermutstropfen, der unter den Blumen ihn ängstigt, sei es, daß etwa er selbst von Gewissensbissen getroffen sieht, wie er müßig die Tage ver-

lebt und im Schmutz versinkt, oder daß sie ein bedenkliches Wort fallen ließ, das sich ihm tief in sein liebendes Herz wie brennendes Feuer gefressen, oder er meint, sie werfe die Augen und äuge nach anderen allzuviel, und entdeckt noch Spuren des Lächelns im Antlitz.

§ 72 Schwer ist die Flucht vor der Liebe

1. Das sind die Leiden, die selbst in der treuesten, glücklichsten Liebe stets sich finden: Doch sind sie nun gar im Falle des Unglücks zahllos, daß man sie sogar bei geschlossenen Augen sehen muß.

2. Darum ist es besser, wie ich lehrte, vorher darüber zu wachen und sich beizeiten zu hüten, damit man dem Netz entgehe.

3. Denn es ist weniger schwer die Schlingen der Liebe zu meiden als, wenn man einmal im Netz gefangen, daraus zu entkommen und die Knoten zu zerreißen, die Venus so kräftig geknüpft hat.

4. Gleichwohl kannst du vielleicht, obgleich schon verstrickt und gefesselt, doch noch dem Feinde entfliehen, wenn du dir nicht selber im Wege stehst und sofern du nicht Nachsicht übst bei Fehlern der Seele oder auch Fehlern des Leibes, die bei der Geliebten sich finden.

5. Denn so machen es die Leute zumeist, wenn die Liebe sie blind macht, daß sie den Lieblingen Reize leihen, die gar nicht vorhanden sind.

6. Vielfach sehen wir so, daß verwachsene, häßliche Mädchen doch noch Gefallen erwecken und hoch gepriesen werden.

7. Da lacht einer des andern, man rät, sie sollten der Venus Zorn versöhnen, die weil sie an so scheußlicher Liebe kranken.

8. Und doch sehen die Ärmsten oft nicht ihr schwereres Unglück!

9. Ist sie schwarz, dann heißt sie »brünett« und die schmutzige »einfach«, die grauäugige »Pallas«, »Gazelle« die knochige, trockene, ist sie von zaghaftem Wuchs, heißt »zierlich« sie, »eine der Grazien«, aber ein Riesenweib hat »majestätische Würde«, redet sie stammelnd, so »lispelt sie

süß«, die Stumme ist »schüchtern«, ist sie heftig, gehässig und schwatzhaft, nennt man sie »feurig«, »Zart ist das liebe Geschöpf«, das vor Magerkeit kaum mehr leben kann, »Schlank gewachsen« ist jene, die fast schon am Husten gestorben, »Ceres, Iakchos¹ nährend« ist eine von vollem Busen, »Satyra« heißt Stumpfnase, und »Küßchen«, die wulstigen Mund hat.

10. Wollte ich noch mehr dergleichen erwähnen, es wäre unendlich.

11. Aber gesetzt auch, es gäbe die Maid mit dem herrlichsten Antlitz, deren sämtlichen Gliedern entströmte der göttlichste Liebreiz, neben ihr gibt es auch noch andere, nicht wahr?

12. Wir lebten ja früher ohne sie und – wir wissen, sie macht, was die Häßliche auch tut: Räuchert sich selbst, die Arme den Schoß mit widrigen Düften, daß die Zofen sie fliehen und verstohlener Weise verlachen.

13. Doch der Liebende steht an verschlossener Türe oft weinend, schmückt sie mit Blumengewinden und sprengt all die Pfosten der Spröden Majoranöl und bedeckt die Pforte mit Küssen, der Arme!

14. Läßt sie ihn ein und trifft ihn ein einziges Lüftchen beim Eintritt, sucht er gewiß bald wieder schicklichen Vorwand zum Abschied.

15. Sein so langüberlegtes, dem Herzen entsprungenes Klagelied fällt nun ins Wasser.

16. Er zeiht sich der Torheit, weil er nun einsieht, mehr ihr gehuldigt zu haben als sterblichen Menschen gebührt.

17. Das ist auch unseren Schönen bekannt.

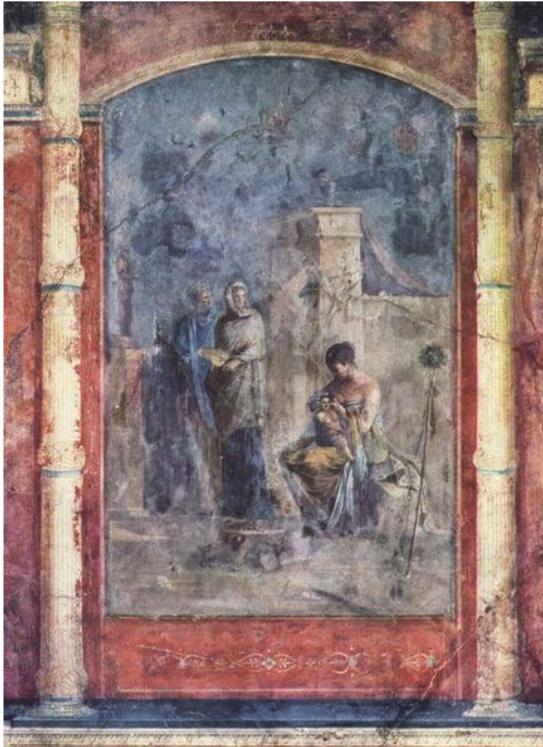
18. Darum suchen sie eifrig alles, was hinter der Szene geschieht, vor denen zu bergen, die sie länger noch in Liebesbanden zu halten wünschen.

19. Doch umsonst.

20. Du vermagst ja gewiß mit den Augen des Geistes alles ans Licht zu ziehen und hinter die Schliche zu kommen, und,

¹ Dionysos oder **Liber**, Sohn der Ceres

wenn sie sonst nur braven Gemüts und nicht zänkisch ist, mag man wiederum Nachsicht üben und menschlicher Schwäche verzeihen.



Die Erziehung des Dionysos oder des Liber
Römischer Meister um 20 n.Chr.

§ 73 Gemeinsamkeit der Liebesempfindung

1. Aber das Weib ist nicht immer nur Heuchlerin, wenn sie nach Liebe schmachtet und in der Umarmung des Manns den Leib an den Leib preßt, während sie saftige Küsse mit saugender Lippe ihm darreicht; denn oft tut sie es von Herzen so gern, und sie sucht im Genuß Wechselwirkung und reizt zum Ziele des Rennens zu kommen.

2. Ebenso können die Hühner, die Kühe, die Stuten und Schafe samt dem wilden Getier von den Männchen nicht besprungen werden, wenn nicht auch ihre Natur von überschwellender Brunst glüht, daß sie mit Freuden die Liebeserregung der Gatten erwidern.

3. Siehst du nicht oft, wenn gemeinsame Lust die Gepaarten zusammen kop-

pelt, wie beide die Qual des gemeinsamen Bandes erdulden?

4. Wenn auf den Plätzen so oft sich die Hunde zu trennen und mit aller Gewalt auseinander zu kommen bemüht sind; doch leider hängen sie innig verknüpft durch der Liebe gewaltige Bande.

5. Niemals täten sie dies, wenn sie nie die gemeinsame Wollust kennengelernt, die sie lockt und fest in den Banden zurückhält.

6. Darum wie ich sage, so ist es: Die Lust ist beiden gemeinsam.

§ 74 Vererbungsfragen

1. Wenn sich der Same nun mischt und das Weib durch die Stärke der Inbrunst überwältigt die männliche Kraft im Schoß aufnimmt, gleichen der Mutter sodann die Sprossen vom Samen der Mutter, wie sie dem Vater gleichen, wenn er siegt.

2. Zeigen sich beider Formen und Züge der Eltern vereint und vermischt in den Kindern, dann erwachsen sie so aus Vater- und Muttergeblüte, wenn sich vom Stachel der Liebe gereizt in den Gliedern ihr Samen trifft und die gegenseitigen Flammen zusammenschlagen, ohne daß einer von beiden hier Sieger oder Besiegter sei.

3. Auch kommt es häufiger vor, daß die Kinder den Eltern der Eltern gleichen und oft an die Ahnen in ihrer Gestaltung erinnern.

4. Dies kommt daher, daß häufig die Eltern im Körper verborgen mit sich führen so viele und vielfach gemischte Atome, welche vom Urstamm her die Väter den Vätern vererben.

5. Daraus bringt Venus gar mannigfaltig wechselnde Formen hervor, und nun bildet sie Haar, Stimme und Züge der Ahnen neu.

6. Denn auch dies nicht minder als Antlitz, Körper und Glieder muß bei uns allen entstehen aus bestimmtem Samen der Sippe.

7. Und wie aus Vaters Samen ein weibliches Geschlecht sich entwickelt, also gehen auch Knaben hervor aus dem weibli-

chen Stoffe, denn aus dem doppelten Samen muß jede Geburt sich entwickeln.

8. Und wenn mit einem von beiden das Kind mehr Ähnlichkeit aufweist, dann hat es ungleich mehr von diesem, wie deutlich zu sehen ist, mag es nun männlichen Sproß, mag weibliches Geschlecht es betreffen.

§ 75 Unfruchtbarkeit

1. Aber durch göttliche Mächte wird niemand so am Zeugen gehindert, daß ihm nie aus dem Munde von süßen Geschöpfen der Name »Vater« entgegen scholl und der Erbe ihm dauernd versagt blieb.

2. Und doch glauben es die meisten und sprengen in ihrer Betrübnis auf den Altar viel Blut und bringen ihm rauchende Opfer, daß er mit reichlichem Samen der Gattinnen Schoß befruchte.

3. Doch sie bestürmen umsonst die Macht und Orakel der Götter.

4. Denn Unfruchtbarkeit gibt es nur dann, wenn der Same zu dick ist oder im Gegenteil zu flüssig und dünner als gut ist.

5. Wenn er zu dünn ist, so kann er im Mutterschoße nicht haften, denn er verflüssigt sich rasch und fließt dann ohne Erfolg ab; ist er bei anderen zu dick, weil in festerer Form er, als gut ist, abgeht, spritzt er entweder mit unzureichender Triebkraft oder er kann nicht so recht in das Innere dringen, und wenn es wirklich gelingt, so mischt er sich kaum mit dem weiblichen Samen.

6. Denn auch die Harmonie scheint sehr verschieden im Lieben.

7. Einer befruchtet wohl die, der andere jene Genossin; dies Weib wird auch leichter von diesem als anderen schwanger.

8. Mancher der Frauen erblühte in mehreren Ehen kein Sprößling, aber sie fand doch später den Mann, der ihr Kinder zeugte und mit süßen Geschöpfen ihr Dasein bereichern konnte.

9. Männer, die früher daheim bei den Gattinnen fruchtbaren Nachwuchs nicht erzielten, gelang es, nachdem sich ein pas-

sendes Wesen ihnen gesellt, ihr Alter mit liebenden Kindern zu schützen.

10. Darum hat es solche Bedeutung, daß Samen mit Samen sich mische, der zum Zwecke der Zeugung besonders geeignet erscheine, daß sich dem flüssigen dicker und flüssiger dem dicken paare.

11. Hierbei kommt es auf die Nahrung an, die das Leben ermöglicht; denn durch manche verdickt sich der Samen in unserem Innern, andere verdünnt ihn im Gegenteil und macht ihn zu flüssig.

§ 76 Arten des Liebesgenusses

1. Auch ist dies recht wichtig, auf welcherlei Arten man kosenden Liebesgenuß übt, die meisten vermeinen, die Frauen könnten bequem empfangen nach Art vierfüßiger Tiere, weil der Samen dann leichter die inneren Stellen erreiche, wenn sie die Brust auflegen und höher die Schenkel erheben.

2. Ferner nützen der Frau die geilen Bewegungen gar nichts, denn so hindert sie nur die Empfängnis und wirkt ihr entgegen, wenn sie mit Wiegen der Hüften die Liebe des Gatten erwidert und den gelenkigen Rumpf in wogenden Windungen wirbelt.

3. Wirft sie doch so die Pflugschar aus der Bahn und der richtigen Furche und lenkt die Richtung des männlichen Samens von dem Ziele ab.

4. Solche Bewegungen üben die Dirnen zum eigenen Vorteil, um nicht zu oft zu empfangen und schwanger danieder zu liegen, und zugleich, um den Männern die Liebe bequemer zu machen, was doch wohl überflüssig für unsere Gattinnen sein wird.

§ 77 Lob der liebenswürdigen, wenn auch minder schönen Gattin

1. Auch wenn öfter ein Weibchen von minderer Schönheit uns fesselt, hat sie das wohl nicht Göttern, nicht den Pfeilen der Venus zu danken; denn oft wirkt ihr eigenes Tun, die gefällige Anmut ihrer Sitten, dazu ihr sauberes Äußere, daß man sich

leicht daran gewöhnt, das Leben mit ihr zu verbringen.

2. Übrigens wird auch die Liebe noch mehr durch Gewohnheit gemodelt.

3. Denn was ein häufiger Stoß, und sei es ein gelinder, erschüttert, das wird besiegt und zum Wanken gebracht im Verlaufe der Zeiten.

4. Siehst du nicht auch, wie die Tropfen des Wassers, durch stetiges Fallen auf das Gestein, im Verlaufe der Zeit auch den Felsen durchfressen?

Fünftes Buch

Kosmologie, Kulturgeschichte

§ 78 Vergänglichkeit der Seele

1. Hierbei wurde nun vor allem das Wesen der Seele entdeckt.

2. Erstlich besteht sie aus sterblichem Stoff.

3. Da sie also geschaffen, kann sie nicht unverletzt durch längere Zeiten sich halten.

4. Wenn wir mithin im Traum Gestorbene zu sehen glauben, sind das gewöhnlich nur Bilder, die unsere Seele berücken.

§ 79 Vergänglichkeit der Welt. Inhalt des Buches

1. Weiter ergibt sich die Folge. so heischt es die Ordnung der Lehre, daß ich nun auch den Beweis liefern muß, daß die Welt geschaffen sei und zugleich aus einem vergänglichen Körper bestehe.

2. Ferner auf welcherlei Art die Vereinigung dieser Materie Erde und Himmel gegründet, das Meer, die Sonne und die Sterne samt der Kugel des Mondes.

3. Was ferner aus der Erde von lebendigen Wesen hervorkroch, und welche es nie gegeben hat.

4. Auch wie das Menschengeschlecht durch Benennung der Dinge die Sprache mannigfaltig zum gegenseitigen Verkehr geschaffen, und wie sich endlich die Furcht vor den Göttern ins menschliche Herz schlich, jene Furcht, die als Heiligtum rings über die Erde, Haine und Tempel und Seen, Altäre und Bilder der Götter schützt.

§ 80 Bewegung der Gestirne

1. Weiter erkläre ich die Bahnen der Sonne, den Wandel des Mondes, ferner die Kraft, mit der die Natur sie im Kreise herumlenkt.

2. Denn wir vermeinen doch nicht, daß sich diese Gestirne von sich aus frei und

beständig inmitten von Himmel und Erde drehen, nur um gefällig die Früchte und lebenden Wesen zu fördern, oder daß irgendwie gar die Götter die Drehung besorgten.

3. Auch wer richtig gelernt, daß die Götter ein sorgloses Dasein führen, der wundert sich wohl, wie sich alles im einzelnen abspielt, namentlich auch bei jenen Erscheinungen, welche sich dem Blicke über unserem Haupt im Äthergefilde zeigen.

4. Dann fällt mancher wohl wieder zurück in den früheren Glauben und bekennt sich als Sklave von grausamen Herren, an deren Allmacht er leider glaubt.

5. Er weiß nicht, der Arme, was sein kann und was nicht kann sein und wie jedem Ding, durch seine Kräfte begrenzt, ein Ziel und ein endliches Maß gesteckt sei.

§ 81 Weltuntergang

1. Übrigens will ich nicht länger bei bloßen Versprechungen weilen.

2. Lenke zuerst nur den Blick auf das Meer, auf Himmel und Erde.

3. Dreifach erscheint ihr Wesen, o Memnius, dreifach ihr Urstoff, dreifach verschieden die Form und dreifach ihr inneres Wesen, und doch schlägt ein einziger Tag dies alles in Trümmer: hinstürzt, was Jahrtausende die Masse des Weltbaus hielt.

4. Zwar verhehle ich mir nicht, wie neu, wie wundersam unserem Verstand die Vernichtung, die Himmel und Erde bedrohe, vorkommt und wie schwer es mir wird, den Beweis durch Worte zu führen: Wie dies ja stets so ist, wenn man nimmer Erhörtes vorbringt, ohne es dem Blick des Auges zur Prüfung geben zu können oder dem Druck der Hand.

5. Denn das ist der nächste gebahnte Weg, der zum menschlichen Herzen und Tempel des Geistes hineinführt, trotzdem spreche ich es aus.

6. Vielleicht wird bald das Erlebnis selbst mein Wort noch bewähren, vielleicht wirst du selbst noch sehen, wie durch ein

Beben der Erde im Augenblick alles in Staub stürzt.

7. Möge jedoch Fortuna, die Lenkerin, es uns ersparen, möge uns mehr die Vernunft als das eigene Erlebnis belehren, daß auch die Welt zugrunde gehen kann in klirrendem Einsturz.

§ 82 Unterschied des Lebenden und Leblosen

1. Ehe ich jedoch nun beginne, hierüber Orakel zu spenden, die viel sicherer begründet und heiliger sind als die Sprüche, welche die Pythia spricht von Apollos Dreifuß und Lorbeer, will ich dir menschlichen Trost aus dem Munde der Wissenschaft bieten, daß du nicht etwa geschreckt durch religiöse Bedenken wänhest, Himmel und Erde und Meer, Mond, Sonne und Sterne müßten als göttliche Körper deswegen in Ewigkeit dauern, und du nicht meinst, es müßten nun alle nach Art der Giganten schreckliche Strafen erleiden für unausdenkbaren Frevel, welche mit ihrer Vernunft die Weltenmauern zu stürzen und versuchten, an dem Himmel die leuchtende Sonne zu löschen.

2. Sie, die mit sterblichem Munde Unsterbliches wagten zu schwärzen!

3. Sind doch Körper wie diese so fern von göttlichem Wesen und verdienen so wenig zum Kreise der Götter zu zählen, daß sie vielmehr den Begriff von Stoffen uns vermitteln können, welche der Lebensregung und Sinnesempfindung entbehren.

4. Denn es ist ganz unmöglich zu glauben, daß geistiges Wesen oder Vernunft sich mit jedem beliebigen Stoffe verbinde: Wie in dem Äther kein Baum, keine Wolke in der salzigen Meerflut sein kann, wie auf den Feldern kein Fisch sein Leben fristen mag, wie kein Blut aus dem Holz, kein Saft aus dem Stein fließen kann, sondern für jedes ist der Ort bestimmt, wo es wachsen und sein darf.

§ 83 Verbindung von Leib und Seele

1. So kann sich allein und ohne den Körper die Seele ihrem Wesen nach nie entfernt von dem Blut und den Nerven bilden.
2. Könnte sie das, dann würde wohl eher die geistige Kraft sich sammeln im Haupt, den Schultern, sogar ganz unten im Fuß oder auch sonst an beliebigem Ort einwachsen, sie würde immer doch bleiben im selben Gefäß, das heißt, in dem Menschen.
3. Weil wir nun sehen, wie dieses Gesetz auch in unserem Körper feststeht, und auch der Ort für das Sein und Wachsen getrennt ist wie für den Geist so die Seele, so muß man es noch schärfer leugnen, daß sie als Ganzes entfernt von beseelten Gestalten und Körpern weiter zu leben vermöge in faulenden Schollen der Erde oder im Feuer der Sonne, im Äther oder im Wasser.
4. Also sind die Gestirne nicht göttlichen Sinnes teilhaftig; denn sie können ja nicht mit lebendigem Odem begabt sein.

§ 84 Wohnsitz der Götter

1. Irrwahn ist auch dies, die heiligen Sitze der Götter fänden sich irgendwo in unserem Weltengebäude.
2. Denn gar zart ist der Götter Natur; von unseren Sinnen ist sie gar weit entfernt: kaum sieht sie das Auge des Geistes.
3. Denn da sie vor der Hände Berührung und rauherem Zugriff flieht, darf sie auch nichts berühren, was wir zu berühren imstand sind.
4. Was nicht berührbar ist, kann auch nicht selber berühren.
5. Deshalb ist auch ihr Sitz nicht unserem Wohnsitz vergleichbar, sondern er muß dem zarteren Körper der Götter entsprechen.
6. Doch dies will ich dir noch ausführlicher später erweisen.

§ 85 Die Welt kein Götterwerk

1. Ferner behaupten zu wollen, es sei nur den Menschen zuliebe diese vortreffliche Welt von den Göttern einstens erschaffen; darum sei dies hochpreisliche Werk als göttlich zu rühmen, sei für ewig bestehend und unzerstörbar zu halten, sündhaft sei es daher, die Welt, die den Menschengeschlechtern nach uraltem Beschluß der Götter für ewig erbaut wurde, irgendwann und irgendwo aus den Fundamenten zu reißen und sie mit Worten zu stürmen, das Oberste zu unterst kehrend, und noch weitere Lügen nach gleicher Methode zu brauen: Wahnsinn ist dies alles, mein Memmius.
2. Welcherlei Vorteil könnte denn unsere Gunst den seligen Göttern verschaffen, daß sie sich für uns irgend betätigen sollten?
3. Welches Ereignis verlockte die vordem ruhigen Götter noch so spät zu dem Wunsche, ihr früheres Leben zu ändern?
4. Denn mich dünkt, nur dem kann ein Wechsel der Lage genehm sein, welchem die alte mißfällt.
5. Doch wer nichts Schlimmes erfahren in der vergangenen Zeit, wo er glücklich sein Leben verbrachte, was nur konnte in dem das Gelüst der Neuerung wecken?
6. Oder war etwa vorher ihr Leben voll Dunkel und Trübsal, ehe die Schöpfungstunde das Licht in der Welt entzündet hat?
7. Oder was brächte denn uns, nicht geschaffen zu werden, für Übel?
8. Freilich wer einmal geboren, der wird auch im Leben noch bleiben wollen, solange er des Daseins wonnige Freude behält.
9. Doch wer nimmer des Lebens Freude gekostet, wer nie mitgezählt wurde, was schadet es dem, wenn er nie geboren wurde?

§ 86 Die Welt ein Werk der Natur

1. Ferner woher stammen das Modell für die Schöpfung der Dinge und der Be-

griff von der Menschheit selbst in der Seele der Götter, daß sie im Geist erschauten und wußten, was sie erschaffen wollten?

2. Oder wie lernten sie nur die Kräfte der Urelemente kennen und was bei ihnen der Wechsel der Lage bedeute, wenn die Natur nicht selbst die Idee der Schöpfung gegeben?

3. Denn seit undenklicher Zeit schon haben die vielen Atome auf gar mancherlei Weise getrieben durch äußere Stöße und durch ihr eigenes Gewicht durcheinander zu schwirren und sich auf allerlei Arten zu einigen begonnen, alles versuchend, was sie nur immer durch ihre Verbindung zu schaffen vermöchten.

4. So ist es doch kein Wunder, wenn diese Atome mitunter in derartige Lagen und solche Bahnen geraten, durch die die Welt sich bis heute immer aufs Neue in Gang hält.

§ 87 Unvollkommenheit der Welt

1. Denn selbst wenn ich das Wesen der Urelemente nicht kannte, wagte ich doch dies zu behaupten gerade auf die Forschung des Himmels und viele andere Gründe mich stützend: Mitnichten, so sage ich, ist dies Wesen der Welt für uns von den Göttern erschaffen; allzusehr ist sie doch mit gewaltigen Mängeln behaftet.

2. Erstens soviel von der Erde des Himmels gewaltiger Umschwung deckt, ist der einzige Teil, der bewohnbar ist, teils von Gebirgen, teils auch von Wäldern mit Wild, von Felsen und weiten Morästen oder vom Meere besetzt, das die Säume der Länder getrennt hält.

3. Ferner entzieht hier die versengende Glut und dort der beständige Schneefall beinahe zwei Drittel den sterblichen Menschen.

4. Was dann übrig verbleibt vom Ackerland, würde von selbst sich rasch wohl mit Disteln bedecken, wenn menschliche Kraft nicht dagegen kämpfte.

5. Sie hat sich bequem um des Lebens willen zu stöhnen über dem wuchtigen

Karst und das Land mit dem Pflug zu bestellen.

6. Was wir an Keimen zum Lichte befördern, indem wir mit der Pflugschar fruchtbare Schollen wenden und den Boden der Erde furchen, könnte sich nicht von selbst in die flüssigen Lüfte erheben.

7. Und doch, wenn nun auch alles, was mühsame Arbeit erstrebt hat, rings in den Landen ergrünt und herrlich erblüht, versengt oft übermäßige Hitze der feurigen Sonne die Saaten oder ein plötzlicher Regen verdirbt sie und eisiger Nachtfrost oder im Wirbelsturme zerstört sie das Wehen der Winde.

8. Ferner wozu nur nährt die Natur auf dem Land wie im Meere und vermehrt die entsetzliche Brut der gefährlichen Tiere, welche den Menschen bedrohen?

9. Warum führt herbstliche Jahreszeit Seuchen herbei?

10. Und weshalb tritt oft vorzeitiger Tod ein?

11. Ferner das Kind!

12. Wie der Schiffer, den wütende Wellen ans Ufer werfen, so liegt der Säugling am Boden, nackt und zum Leben jeglicher Hilfe entbehrend.

13. Sobald die Natur ihn aus der Mutter Wehenerschüttertem Schoß in des Lichtes Gefilde bringt, füllt er mit kläglichem Wimmern den Raum; das ist ja natürlich: Hat er doch in dem Leben soviel Leid der-einst zu erwarten.

14. Anders hingegen das bunte Geschlecht der Schafe und Rinder und das wilde Getier.

15. Sie wachsen und brauchen nicht klappern noch auch der nährenden Amme gebrochenes Lallen und Kosen, brauchen kein Wechselgewand je nach der verschiedenen Jahreszeit.

16. Endlich bedürfen sie nicht der Waffen noch der ragenden Mauern, um den Besitz zu beschützen: denn allen erzeugt ja alles reichlich die Erde von selbst und der findige Trieb der Naturkraft.

§ 88 Vergänglichkeit der Teile bedingt den Untergang des Ganzen

1. Erstens behaupte ich nun: da der Erdstoff hier und das Wasser wie der bewegliche Odem der Luft und die feurigen Gluten, die dies ganze Gebäude der Welt, wie man sehen kann, bilden, alle aus Stoff bestehen, der entsteht und wieder vergeht, muß auch das Weltall ganz aus demselbigen Stoff bestehen.
2. Denn das Ganze natürlich, da dessen Glieder und Teile aus erschaffenem Stoff und sterblichen Formen bestehen, stellt in der Regel dem Blick sich ebenso als erschaffen und zugleich als vergänglich dar.
3. Darum wenn ich mit Augen erblicke, wie so gewaltige Teile der Welt der Vernichtung verfallen und aufs Neue erstehen, dann weiß ich, daß Himmel und Erde einst ihren Anfang hatten und einmal ihr Ende erwarten.

§ 89 Jugend unserer Welt

1. Nehmen wir weiter nun an, es gäbe für Himmel und Erde keinen Entstehungstag und sie wären schon immer und ewig: Weshalb sangen denn nicht auch andere Dichter von anderem, was sich begab vor Trojas Fall und dem Kampfe vor Theben?
2. Wohin sanken die Toten von soviel Heldengeschlechtern?
3. Warum blühen sie nicht fort auf den Tafeln ewigen Ruhmes?
4. Aber, mich dünkt, die Welt ist noch jung und vor kurzem entstanden und ihr Ursprung reicht nicht hinauf in ältere Zeiten.
5. Darum verfeinern sich auch erst jetzt gar manche Gewerbe; jetzt erst mehrten sie sich; jetzt erst wurde vieles im Schiffbau neu, und der Orgelbau schuf jüngst die melodischen Töne.
6. Endlich wurde unser System der Natur erst kürzlich erfunden, und ich selbst bin erst jetzt als allererster erstanden, der

es in heimischen Lauten wiederzugeben gewagt hat.

7. Glaubst du jedoch, dies alles sei früher schon einmal gewesen, aber das Menschengeschlecht sei untergegangen im Feuer, oder es seien die Städte versunken durch mächtige Beben, oder es hätten infolge von unaufhörlichem Regen übergetretene Flüsse die Siedlungen weithin bedeckt, mußst du doch jedenfalls um so mehr als besiegt dich ergeben und auch für Himmel und Erde an künftigen Untergang glauben.
8. Wäre die Welt noch jetzt derartigen Leiden und Fährnis unterworfen, so würde beim Eintritt schlimmeren Unfalls rings sich Zusammensturz und Weltenzertrümmerung ereignen.
9. Ähnlich betrachten auch wir, im Vergleich, uns als sterbliche Wesen, weil an den nämlichen Leiden wir selber erkranken, wie jene, welche schon längst die Natur vor uns aus dem Leben gerufen.

§ 90 Der Bau der Welt nicht dauerhaft

1. Ferner muß alles, was ewig besteht, den Stößen Trotz bieten, weil entweder sein Körper durchaus massiv und solid ist und nicht duldet, daß irgendein fremdes Wesen sich eindringt, welches die enge Verbindung der Teile zu lockern vermöchte, der Art sind, wie ich früher gezeigt, die Atome des Urstoffs, oder es kann auch etwas in alle Ewigkeit dauern, weil es kein Schlag je trifft, so steht es mit dem stofflosen Leeren, das kein Stoß je trifft, das unantastbar verharrt, oder es gibt auch etwas, das ringsum ohne den Raum ist, in den sonst sich der Dinge Bestand verflüchtigt und auflöst.
2. So ist das ewige All; denn es dehnt sich dort weder nach außen zum Entweichen der Dinge ein Raum, noch gibt es da Körper, die es durch kräftigen Schlag beim Hineinfall zertrümmern könnten.
3. Nun ist, wie ich gelehrt, das Gebäude der Welt nicht solide, weil in den Dingen das Leere den Grundelementen sich beimischt.

4. Aber sie ist auch dem Leeren nicht ähnlich, es fehlt nicht an Körpern, die aus unendlichem Räume zu uns durch Zufall verschlagen dies Weltganze in rasendem Wirbel zu stürzen vermöchten oder auf andere Art in Gefahr der Vernichtung zu bringen.

5. Ferner gebricht es nicht an weiterem Raum und unendlichen Tiefen, welche die Mauern der Welt beim Zerfallen zu fassen vermöchten; oder sie gehen zugrunde durch beliebige sonstige Kräfte.

6. So ist weder dem Himmel die Pforte des Todes verschlossen noch der Sonne, der Erde, den tiefen Gewässern des Meeres, sondern sie lauert darauf mit gewaltig geöffnetem Rachen.

7. Danach mußt du gestehen, daß all dies nicht nur vergänglich, sondern erschaffen auch ist.

8. Denn alles, was sterblichen Stoff hat, wäre nicht schon von Ewigkeit her imstande gewesen jenem gewaltigen Zahne der Zeit auf die Dauer zu trotzen.

§ 91 Weltentstehung

1. Doch nun will ich der Reihe nach erklären, wie die Materie durch ihr Zusammengeraten den Himmel, die Erde begründet, weiter die Tiefen des Meers und die Bahnen des Mondes und der Sonne.

2. Denn ganz sicherlich haben nicht alle die Urelemente planvoll spürsamem Sinns an den passenden Ort sich begeben oder sich untereinander ihre Bewegung vereinbart.

3. Nein, seit undenklicher Zeit schon haben die vielen Atome auf gar mancherlei Weise, getrieben durch äußere Stöße und durch ihr eigenes Gewicht, durcheinander zu schwirren begonnen, um sich auf allerlei Art zu vereinigen, alles versuchend, was sie nur immer vermöchten durch ihre Verbindung zu schaffen.

4. So kommt es, daß sie sich weit in den langen Äonen verbreitend jede nur mögliche Art der Bewegung und Bindung versuchen und so endlich die plötzlich ge-

einigten Teilchen verschmelzen, was dann oftmals wurde zum Anfang großer Gebilde, wie von der Erde, dem Meere, dem Himmel, den lebenden Wesen.

§ 92 Atomenwirbel

1. Damals sah man noch nicht der Sonne leuchtenden Radkranz hoch in den Lüften sich drehen noch die Sterne im weiteren Weltraum, weder das Meer noch der Himmel, noch Erde und Luft war zu schauen, noch was irgend entfernt nur unseren Erscheinungen gleiche, sondern es hob sich empor ein neuer und massiger Ansturm jeglicher Art aus der Welt der Atome.

2. Ihr haderndes Streiten, das aus der bunten Gestalt und der Formverschiedenheit folgte, wirrte in ständigem Kampf durcheinander der Stoffe Verflechtung, ihre Bewegung und Stoß, ihr Gewicht und Prall und die Lücken, weil nicht alles vermochte in seiner Verbindung zu bleiben noch auch sich untereinander in passender Art zu bewegen.

3. Darauf nun begann die Zerstreung der einzelnen Teile.

4. Es schloß sich Gleiches an Gleiches jetzt an, und es schied sich die Welt voneinander.

5. Glieder sondern sich ab, und es bilden sich Hauptelemente; nämlich es trennt in der Höhe der Himmel sich ab von der Erde, hiervon trennt sich das Meer und breitet gesondert sein Naß aus, ebenso leuchten gesondert die lautereren Feuer des Äthers.

§ 93 Entstehung der Pflanzen- und Tierwelt

1. Anfangs wirkte die Erde den Schimmer grünender Gräser rings um alle die Hügel; die blumigen Auen erglänzten überall über die Felder gebreitet in grünlicher Färbung.

2. Dann hob an für der Bäume Geschlecht ein gewaltiger Wettlauf; um in die

Lüfte zu schießen, wurde ihnen der Zügel gelockert.

3. Gleichwie Federn und Haare einmal und Borsten sich bilden beim Vierfüßergeschlecht und am Leib der befiederten Vögel, so ließ damals zuerst die jugendlich fruchtbare Erde Gras und Gesträuche zunächst, dann lebende Wesen erstehen, die in vielerlei Arten sich zahlreich und mannigfach regten.

4. Denn es konnten vom Himmel die lebenden Wesen nicht fallen, noch auch Bewohner des Landes aus salzigem Meere erstehen.

5. So bleibt übrig: die Erde erwarb mit Recht sich den Namen einer Mutter.

6. Denn alles, was lebt, hat die Erde geschaffen.

7. Und wenn jetzt noch der Erde unzählige Tiere entschlüpfen, welche der Regen erzeugt und der Sonne erwärmende Dünste, wundert es uns auch nicht weiter, wenn damals mehr noch und größere Tiere entstanden vom Äther genährt und der jüngeren Erde.

8. Erst kroch jetzt das geflügelte Volk und das bunte Geflügel aus den Eiern heraus, die bebrütet waren zur Lenzzeit, so wie im Sommer Zikaden von selbst aus den rundlichen Larven schlüpfen, um Nahrung zu suchen und Lebensfristung zu finden.

9. So entstanden zuerst auch damals Tiere und Menschen.

10. Denn viel Wärme und Nässe war noch auf den Fluren vorhanden, und so wuchsen denn da, wo der Ort die Gelegenheit darbot, Schläuche hervor, die zur Erde hinab die Wurzeln versenkten.

11. Wo nun das Lebensalter der reifenden Jungen die Schläuche sprengte, indem sie der Nässe entflohen nach den Lüften sich reckend, dahin lenkte von selbst die Natur die Kanäle der Erde und ließ dort milchähnlichen Saft aus der Öffnung der Adern fließen, so wie ja auch jetzt bei allen entbundenen Frauen süßliche Milch in die Brust sich ergießt, weil hierin der ganze sonstige Nahrungsstrom aus dem weiblichen Körper gelenkt wird.

12. So gab Speise den Kleinen die Erde und Kleidung die Wärme; Lagerstätte gewährte des Rasens schwellendes Polster.

13. Aber die Jugend der Welt verhin-derte Strenge des Frostes wie unmäßige Hitze und übergewaltige Stürme.

14. Denn gleichmäßig erwächst und erstarkt dies alles zusammen.

15. Darum (ich sag es noch einmal) erhielt die Erde den Namen Mutter und trägt ihn mit Recht.

16. Denn *sie* hat den Menschen geschaffen.

17. Sie auch alles Getier in fast regelmäßiger Wurfzeit, was da überall springt und tobt in den hohen Gebirgen, wie auch die bunten Gestalten der flüchtigen Segler der Lüfte.

18. Doch nun hörte sie auf, wie ein Weib, das vom Alter erschöpft ist, da auch bei ihr das Gebären einmal enden mußte.

19. Denn das Alter verändert die ganze Natur in dem Weltall, da notwendig sich stets ein Zustand an den anderen reiht.

20. Nichts bleibt immer sich gleich: es wechselt und wandelt sich alles; alles verändert und zwingt die Natur zu steter Verwandlung.

21. Denn wenn das eine verfault und vor Altersschwäche dahinsiecht, wächst gleich anderes empor und entsteigt dem verachteten Dunkel.

22. Also verändert das Alter die ganze Natur in dem Weltall, und auch die Erde, wo stets ein Zustand folgte dem anderen, schafft, was sie konnte, nicht mehr und erschafft, was sie früher nicht konnte.

§ 94 Anfängliche Mißgeburten

1. Einstmals schuf auch die Erde noch zahlreiche Wundergestalten wie zum Versuch, an Gestalt wie an Gliedern seltsam gebildet: Hermaphroditen mit Doppelgeschlecht, doch zu keinem gehörig, manche der Füße ermangelnd und andere wieder der Hände, einige mundlos stumm, blind andere ohne die Augen, andere steif, da

jegliches Glied mit dem Leib verwachsen war.

2. Deshalb konnte ein solches Geschöpf nichts tun noch wohin gehen noch der Gefahr sich entziehen noch das, was es brauchte, beschaffen.

3. Dieses und derart mehr, Mißbildungen, scheußliche Wunder, schuf sie umsonst; die Natur verweigerte ihnen den Nachwuchs; denn zur ersehnten Blüte vermochten sie nicht zu gelangen noch sich die Nahrung zu schaffen, noch gar sich in Liebe zu paaren.

4. Denn gar vielerlei muß, wie wir sehen, sich zusammenfinden, soll sich ein sterblich Geschlecht fortpflanzen und weiter vermehren: Erstens bedarf es der Nahrung und weiter des zeugenden Samens in Gefäßen, durch die er sich löst aus den Gliedern und ausfließt.

5. Endlich bedarf es der Glieder, durch die sich die beiden Geschlechter vereinen und die wechselseitigen Wonnen tauschen können.

§ 95 Überleben der stärkeren und nützlicheren Tiere

1. Damals mußten wohl viele der lebenden Gattungen ausgehen, da sie nicht imstande waren für Nachwuchs weiter zu sorgen.

2. Denn die Geschöpfe, die jetzt sich des belebenden Odems erfreuen, können von Jugend auf nur so das Geschlecht sich erhalten, daß sie sich durch Kraft und List und endlich durch Schnelligkeit schützen.

3. Viele sind auch uns Menschen durch ihren Nutzen empfohlen, und so bleiben sie leben, da wir sie hegen und pflegen.

4. Erstlich das wilde Geschlecht und die grausamen Scharen der Löwen hielten durch Kraft sich, der Fuchs durch List und der Hirsch durch die Schnelle.

5. Aber der wachsame Hund mit dem Herzen von goldener Treue und das gesamte Geschlecht, das stammt aus dem Samen des Lastviehs, ferner die wolligen Schafe und hörnergeschmückten Geschlechter sind

in dem menschlichen Schutz, mein Memmius, alle verblieben.

6. Denn sie flohen mit Hast vor dem wilden Getiere und suchten Frieden und reichliche Nahrung, um die sie sich selbst nicht bemühen; denn wir geben sie ihnen als Lohn für nützliche Dienste.

7. Aber die Tiere, die nichts von solcher natürlichen Mitgift mitbekamen, die weder sich selbst zu ernähren vermochten noch uns Dienste zu leisten, wofür wir in unserem Schutze ihnen zu leben gestatten und ihre Vermehrung zu sichern, diese nun freilich verfielen dem Raub und der Beute der anderen, da sie alle so lange des Schicksals Fessel umstrickte, bis die Natur solch schwaches Geschlecht zum Untergang führte.

§ 96 Entwicklung des Menschengeschlechtes

1. Aber das Menschengeschlecht, das damals noch auf den Feldern lebte, war rauher natürlich als Sprößling der rauheren Erde; größere und stärkere Knochen befestigten innen den Körper; kräftige Sehnen im Fleisch verbanden die einzelnen Glieder; Hitze und Kälte ergriff sie nicht leicht und die neue Ernährung schadete nichts; frei blieben sie auch von jeder Erkrankung; während unzähliger Jahre, die unsere Sonne an Himmel kreiste, verbrachten sie so wie die Tiere ein schweifendes Leben.

2. Niemand lenkte mit kräftiger Hand das gebogene Pflugholz, niemand kannte die Kunst mit der Hacke das Feld zu bestellen, noch auch neues Gesträuch in die Erde zu senken, noch endlich altes Geäst mit der Hippe aus hohen Bäumen zu schneiden.

3. Nur was Regen und Sonne verlieh, was die Erde von selbst gab, wurde als Geschenk von den Menschen zufriedenen Herzens empfangen.

4. Meistens ernährten sie sich in den eicheltragenden Wäldern.

5. Auch ließ damals die Erde von Erdbeerbäumen die Früchte größer noch werden als jetzt, wo zur Winterszeit du die

Beeren sehen kannst, wie sie in der Reife purpurartig erstrahlen.

6. Noch viel anderes erzeugte die blühende Jugend der Erde, gröbliche Kost, doch es war der elenden Sterblichen Reichtum.

7. Aber zur Löschung des Dursts lud Quell und Bach sie zu Gaste, wie noch jetzt in den Bergen ein niederrauschender Sturzbach dürstende Scharen von Wild weither zur Tränke herbeiruft.

8. Schließlich weilten sie gern in Grotten der Nymphen im Walde, die sie beim Schweifen entdeckt.

9. Sie wußten, daß hieraus reichlicher Quellenerguß entspringe, der die schlüpfrigen, tiefenden Felsen jetzt, ja tiefende Felsen, sodann durch das moosige Grün tropft, während anderes Naß aus den Ebenen sprudelnd empor springt.

10. Sie verstanden noch nicht den Gebrauch des Feuers, noch deckten Felle, die etwa dem Wild sie geraubt, die Blöße des Körpers, sondern sie lebten im Wald und im Hain und in Höhlen der Berge.

11. Und wenn die Not sie zur Flucht vor dem peitschenden Regen und Winde zwang, so verbargen sie wohl die schmutzigen Körper im Dickicht.

12. Noch vermochten sie nicht, sich dem gemeinsamen Wohl zu ordnen, keine gemeinsame Sitte oder Gesetze verband sie.

13. Was ihm der Zufall bot, trug jeder als Beute nach Hause.

14. Jeder nach eigenem Triebe bedacht auf Leben und Wohlsein.

15. Und in den Wäldern vereinte die Körper der Liebenden Venus, sei es daß das Weib sich verband aus wechselseitiger Neigung, oder daß trotzige Kraft und rasende Wollust des Mannes oder ein Kaufpreis zwang, wie Eicheln und Beeren und Birnen.

16. Auf die erstaunliche Kraft der Faust und der Füße vertrauend stellten sie nach in dem Wald den Geschlechtern des Wildes.

17. Als Waffe dienten geschleuderte Steine und Keulen von großem Gewicht.

18. Viele erlegten sie so, vor manchen verbarg ein Versteck sie.

19. Gleich wie die borstigen Schweine, so legten sie nackt sich im Walde auf den Boden der Erde, sobald sie die Nacht überaschte, und umgaben sich dort mit der Hülle von Blättern und Laubwerk.

20. Nicht mit lautem Geheul durchirrten sie ängstlich die Fluren, um in dem Schatten der Nacht nach dem Tag und der Sonne zu suchen, sondern sie warteten still und in ruhigen Schlummer versunken, bis die Sonne dem Himmel mit rosiger Fackel das Licht gab.

21. Denn sie waren von Kindesbeinen an gewohnt, ständig Dunkel und Helle des Lichts gleichmäßig wechseln zu sehen.

22. So war gar kein Grund, sich jemals darüber zu wundern oder zu fürchten, es möchte das Licht sich der Sonne verlieren, und dann ewige Nacht die Lande für immer bedecken.

23. Nein, viel eher besorgten sie Angriff reißender Tiere, welche den Armen so oft die nächtliche Ruhe verstörten.

24. Wenn ein schäumender Eber, ein mächtiger Löwe sich nahte, ließen sie ihr Heim im Stich und flohen aus dem Grottegesteine.

25. Tief in der Nacht überließen sie entsetzt ihr ärmliches Lager, das sie aus Laub sich im Innern gehäuft, den grausamen Gästen.

§ 97 Todesarten einst und jetzt

1. Damals schieden jedoch aus des Lebens wonnigem Lichte jammernd gewiß nicht mehr aus dem Menschengeschlechte als heute.

2. Freilich der einzelne wurde vordem viel leichter ergriffen und wurde lebend zum Fraße dem Raubtier, das ihn verschluckte.

3. Da erfüllte er den Hain und den Wald und die Berge mit Jammern, sah er lebendigen Leibs sich im lebenden Sarge begraben; und wer etwa durch Flucht den zerrissenen Körper gerettet, hielt dann zit-

ternd die Hand auf die gräßlichen Wunden und flehte unter entsetzlichem Wehegeschrei den erlösenden Tod an.

4. Endlich ließ er sein Leben infolge der schrecklichen Qualen hilflos und ohne zu wissen, wie Wunden behandelt sein wollen, aber es stürzte noch nicht *ein* Tag viel Tausende Männer, welche den Fahnen gefolgt, in den Tod, noch warfen des Meeres stürmische Wogen die Schiffe mitsamt der Besatzung auf Klippen.

5. So war die Wut umsonst, mit welcher die stürmische Meerflut anschwellt; leicht auch legte sich ihre vergebliche Drohung.

6. Lockte doch damals noch keinen die trügende Stille des Meeres, niemanden zog ins Verderben das gleißende Lächeln der Wellen.

7. Schamloser Reedergewinn verführte noch niemand zur Seefahrt.

8. Damals brachte es den verschmachtenden Gliedern den Tod, wenn Nahrung fehlte, doch heute erdrückt sie die Überfülle der Speisen.

9. Jene gossen sich selbst oft Gift ein, ohne es zu ahnen, jetzt ist man freilich geschickter; man reicht es nun selber den Schwiegern.

§ 98 Gründung der Familie

1. Dann erbauten sie Hütten, verschafften sich Felle und Feuer, und da schloß nun der Mann mit dem *einen* Weibe den Ehebund.

2. So ward das heilige Recht des ersten Herdes begründet und der Familie, im Kreis der dem Bunde entsprossenen Kinder.

3. Jetzt erst wandte das Menschengeschlecht sich zu milderen Sitten.

4. Denn ihr fröstelnder Körper wurde nun durch das Feuer verzärtelt; unter des Himmels Dach vertrugen sie länger den Frost nicht so wie sonst.

5. Und die Liebe erweichte die Kraft.

6. Auch die Kinder brachen mit Schmeicheln gar leicht unbeugsamen Sinn bei den Eltern.

§ 99 Gründung der Stammgenossenschaften

1. Jetzt begannen auch Nachbarn sich in Freundschaft zu einen wünschend, sich beiderseits nicht zu schaden noch Schaden zu leiden.

2. Auch empfahl man dem Schutze die Kinder und Weiber, indem man stammelnd durch Wort und Gebärde andeutete, wie es doch billig wäre und recht, wenn alle der Schwachen sich hilfreich erbarmten.

3. Freilich gelang es noch nicht vollkommen die Eintracht zu schaffen, aber ein guter, beträchtlicher Teil hielt treu zu dem Bündnis.

4. Denn sonst wäre schon damals die Menschheit ganz erloschen und es hätte bis jetzt ihr Geschlecht sich schwerlich erhalten.

§ 100 Ursprung der Sprache

1. Wenn nun der Zwang der Natur verschiedene Laute der Sprache bildete und das Bedürfnis die Namen der Dinge hervorrief, ging dies geradeso zu, wie wenn sich auch unsere Kleinen stummer Gebärden bedienen aus Unvermögen der Sprache und mit dem Finger auf das, was sie sehen, zu deuten gewöhnt sind.

2. Denn ein jedes Geschöpf fühlt wohl, wie weit ihm die Kraft reicht.

3. Ehe dem Kalbe die Hörner noch aus der Stirne erwachsen sind, greift es mit ihnen im Zorn schon an und stößt nach dem Gegner, während dagegen die Jungen von Pantheren oder von Löwen mit den Tatzen und Krallen und Bissen schon heftig sich wehren, wenn die Krallen und Zähne noch kaum sich zu bilden begonnen.

4. Ferner das Vogelgeschlecht baut ganz, wie man sieht, auf die Flügel und sucht Rettung allein in der Fittiche flattern-dem Schläge.

§ 101 Spracherfinder gibt es nicht

1. Wahnsinn ist es daher an einen Erfinder zu glauben, der einst Namen den Dingen verliehen und den Menschen die ersten Wörter gelehrt.
2. Weshalb hat denn dieser allein es verstanden, alles mit Worten zu nennen und Laute verschieden zu bilden, während zur selbigen Zeit dies keiner der anderen vermochte?
3. Wenn zudem nicht auch andere sich untereinander der Sprache bedient hätten, wie kam man dazu den Nutzen der Sprache einzusehen, und woher wurde diesem zuerst das Vermögen, was er gedachte zu tun, im Geiste voraus zu ermessen?
4. Ebenso war es unmöglich als einer die vielen zu zwingen, daß sie willig sich fügten, die Namen der Dinge zu lernen, noch war es irgend leicht, vor tauben Ohren zu lehren und ihr Tun zu beraten.
5. Sie würden es auch nimmer dulden und durchaus nicht ertragen, wenn einer noch weiter vergeblich ihnen das Ohr vollstopfte mit nimmer vernommenen Lauten.
6. Endlich was ist denn dabei so sehr zu verwundern, wenn wirklich unser Menschengeschlecht, dessen Stimme und Zunge gesund war, nach den verschiedenen Gefühlen den Dingen verschiedenen Laut gab.
7. Läßt doch auch stummes Vieh, ja selbst die Sippen des Wildes ganz verschiedene Töne und mancherlei Laute vernehmen, wenn bald Furcht, bald Schmerz, bald schwellende Lust sie bewegt.
8. Denn dies läßt sich ja doch aus bekannten Erscheinungen lernen.
9. Wenn die gewaltige Dogge molossischer Rasse gereizt wird und aus dem fleischigen Rachen mit bleckenden Zähnen hervorknurrte, klingt ihr Drohen bei verhaltener Wut ganz anders, als wenn sie losbellt und schier alles mit ihrem Gebrüll erfüllt.
10. Oder auch wenn sie die Brut mit der Zunge so zärtlich beleckt oder sie rollt mit den Pfoten und harmlos beißend sie anfällt

oder mit achtsamem Zahn die Nestlinge droht zu verschlingen, dann ist ihr sanftes Gekläffe doch sehr von dem Belfern verschieden, das sie allein vollführt, wenn ihr Herr sie zu Hause gelassen oder wenn winselnd dem Schlag sie entflieht mit gekniffenem Leibe.

11. Scheint nicht ferner das Roß in verschiedenem Tone zu wiehern, wenn es als Hengst in der Jugend Kraft rast unter den Stuten, mächtig getroffen vom Sporn des geflügelten Gottes der Liebe, oder zur Schlacht galoppiert und aus offenen Nüstern voranschnaubt, oder beim Todesröcheln mit schulternden Gliedern noch wiehert?

12. Endlich das fliegende Volk und die buntgefiederten Vögel, Habichte, Adler und Taucher, die über den Wogen des Meeres schweben und Nahrung und Leben aus salzigen Fluten gewinnen, geben verschiedenes Geschrei von sich zu verschiedenen Zeiten, und wenn sie streiten ums Fressen und um das Erbeutete kämpfen.

13. Teilweise ändern sie auch je nach dem verschiedenen Wetter ihr rauhklingendes Gekrächz.

14. Als Beispiel nenne ich das alte Krähen- und Rabengeschlecht.

15. Man sagt, sie schreien nach Wasser und nach Regen und rufen bisweilen auch Winde und Stürme, wenn demnach schon die Tiere verschiedene Empfindungen zwingen, ob sie auch sprachlos sind, verschiedene Stimmen zu äußern, wieviel mehr war der Mensch natürlich damals imstande mit verschiedenen Lauten bald dies zu bezeichnen, bald jenes.

§ 102 Einlage: Feuerentdeckung

1. Daß nicht etwa im stillen dich etwas beängstige, höre: Feuer brachte den Menschen zuerst auf die Erde der Blitzstrahl, und von da verbreiten sich rasch die Gluten der Flammen.

2. Sehen wir doch, wie so vieles von himmlischer Lohe entzündet aufflammt,

wenn ein Gewitterschlag die Entzündung bewirkt hat.

3. Auch ein verästelter Baum, der im Sturme bewegt hin und her schwankt fängt, wenn er auf die Äste des Nachbarbaumes stößt, zu glühen an, und durch der Reibung Kraft wird oft auch die Lohe entbunden.

4. Manchmal blitzt auch schon ein glühender Busch von Flammen auf, wenn Äste und Stamm im Wind aneinander sich reiben.

5. Beide Wege vermochten den Sterblichen Feuer zu schaffen; Speise damit zu bereiten und sie in dem Dampf zu erweichen lehrte die Sonne.

6. Man sah ja, wie viele der Früchte des Feldes durch Bestrahlung und Glut der Sonne die Milde erlangten.

§ 103 Städtegründung und Königsherrschaft

1. Täglich zeigten sie so, wie durch Feuer und neue Erfindung ihr bisheriges Leben zu bessern sei.

2. So begannen Männer, die mehr als die anderen durch Geist und Verstand sich bewährten, Städte zu gründen und dort als Könige Burgen zu bauen, die sie als Zufluchtsort und als Schutz für sich selber bestimmten; und sie verteilten das Vieh und die Äcker und gaben sie jedem, wie nach Gestalt und Kraft des Körpers und Geistes ihm zukam.

3. Denn viel galt noch die äußere Gestalt, und die Stärke regierte.

4. Später erst kam der eigene Besitz, und das Gold wurde gefunden, Gold, das die Starken und Schönen der früheren Ehre beraubte.

5. Denn in des reicheren Mannes Gefolgschaft reiht in der Regel auch der noch so Starke sich ein und der äußerlich Schöne.

6. Doch wenn der Mensch nach der Wahrheit ein Leben zu leiten wüßte, wäre des Reichtums Gipfel: bescheidenes Leben mit Gleichmut; denn der bescheidene Mensch kennt niemals wirkliche Armut.

7. Aber die Leute erstrebten berühmt und mächtig zu werden, um auf gesichertem Grund ihr Lebensschicksal zu bauen und als reiche Besitzer behaglich ihr Dasein zu führen.

8. Freilich umsonst!

9. Denn im Wettkampf sucht auf den Gipfel der Ehren jeder zu kommen und macht sich den Weg dorthin nur gefahrvoll.

10. Und doch, haben sie es endlich erreicht, so stürzt sie bisweilen aus der Höhe der Neid wie ein Blitz in des Tartarus Grauen.

11. Denn gewöhnlich versengt so der Neid wie der Blitz das Erhabene und was irgendwie höher sich über das andere emporhebt.

12. Wieviel besser ist es doch zu gehorchen in Ruhe und Frieden, als der gebietende Lenker des Staats und sein König zu werden!

13. Laß sie daher nur umsonst blutschwitzend weiter sich abmühen und sich den engen Weg erkämpfen im Ringen der Ehrsucht.

14. Denn sie richteten sich nur nach der anderen Urteil und stecken sich das Ziel mehr nach der Leute Geschwätz als der eigenen Empfindung, und so ist es, wie es immer schon war und auch künftig noch sein wird.

§ 104 Sturz des Königtums. Volksherrschaft

1. Also die Könige fielen!

2. Gestürzt lag vergangene Pracht ihrer erhabenen Throne und ihr stolzes Szepter am Boden; blutig wurde die strahlende Krone vom Herrscherhaupt gerissen, die zu den Füßen des Pöbels die einstige Ehre betrauert.

3. Was man so sehr einst gefürchtet, nun tritt man es eifrig mit Füßen.

4. So kam also der Staat in die Hände der Hefe des Volkes, wo ein jeder für sich die Gewalt und Herrschaft erstrebte.

5. Doch jetzt lehrten auch manche, Beamte zu wählen und Rechte festzustellen, damit man den Gesetzen willig gehorche.
6. Denn das Menschengeschlecht war müde sein Leben gewaltsam und in beständiger Fehde zu führen.
7. So beugte es von selber willig sich unter das Joch der Gesetze und strengeren Rechtszwangs.
8. Denn weil jeder im Zorn erbitterter der Rachsucht fröhnte als ein billiges Gesetz es zur Zeit dem einzelnen einräumt, wurde man es überdrüssig sein Leben gewaltsam zu führen.
9. Furcht vor Strafe befleckt seitdem die Freude am Dasein.
10. Denn die verübte Gewalt und das Unrecht fangen in dem Netz jeden und kehren gewöhnlich zurück auf das Haupt des Verbrechers.
11. Wer durch Verbrechen die gemeinsamen Friedensverträge verletzt, dem wird es schwierig ein ruhiges, friedliches Leben zu führen.
12. Denn auch wenn er zunächst der Götter und Menschen Geschlechter täuscht, kann er doch nicht wohl hoffen, sein Tun bleibe ewig verborgen.
13. Haben nicht viele schon häufig im Schlafe sich übel verplaudert, oder auch, wie man erzählt, in der Krankheit irre geredet und so ihre geheimen Verbrechen und Sünden verraten?

§ 105 Ursprung der Gottesverehrung

1. Nunmehr scheint es nicht schwer, den Grund der Götterverehrung aufzudecken, wodurch sie sich über gewaltige Völker erstreckt und die Städte mit Götteraltären erfüllt habe, wie sie die jährliche Ordnung der heiligen Feste geregelt, die noch jetzt im Schwang sind in den größten Staaten und Städten, ferner woher in den Menschen der heilige Schauer gepflanzt wurde, der jetzt überall noch auf dem Erdkreis Tempel auf Tempel Göttern errichtet und zwingt, sie an festlichen Tagen zu feiern.

2. Nämlich, es waren natürlich schon damals dem menschlichen Geiste herrliche Göttergestalten von wundersam riesigem Wuchs teils im Wachen erschienen, jedoch noch öfter im Traume.
3. Diesen Gestalten nun lieb man Gefühl.
4. Denn sie regten die Glieder, wie es wenigstens schien, und sprachen erhabene Worte, welche der hehren Gestalt und den riesigen Kräften entsprachen.
5. Ewiges Leben verliehen sie ihnen, weil ständig die Götter unter der nämlichen Form und Gestalt den Menschen erschienen.
6. Und vor allem jedoch, weil solche gewaltigen Wesen schwerlich besiegtbar erschienen durch irgendeine andere Kräfte.
7. Darum schien ihnen ihr Leben vor anderen besonders begnadet, weil auch nicht einen von ihnen die Furcht vor dem Tode bekümmere.
8. Sahen sie doch in den Träumen, wie Götter so zahlreiche Wunder wirkten, wobei sie doch selbst nicht die mindeste Mühe verrieten.
9. Dazu gewahrten sie auch die geregelte Ordnung des Himmels, und wie die Jahreszeiten in ständigem Wechsel sich drehten, ohne daß ihnen der Grund für diese Erscheinungen klar war.
10. Und so flüchteten sie zu den Göttern, vertrauten sich ihnen, deren Geheiß und Wink, wie sie glaubten, die Welten regiere.
11. In den Himmel verlegten sie Tempel und Wohnsitz der Götter, weil auch Sonne und Mond durch den Himmel zu wandeln schienen, Mond und Tag und Nacht und der Nacht tiefernste Gestirne, und die nächtlichen Fackeln des Himmels und fliegenden Flammen, Wolken und Tau und Regen und Schnee, Wind, Hagel und Blitze, rasend heulender Sturm und gewaltig drohender Donner.
12. O unseliges Menschengeschlecht, das solches den Göttern zuschrieb, ja ihnen gar der Zornwut Bitterkeit beigab!

13. Wieviel Seufzer erschuf es sich selbst, wie gräßliche Wunden schlug es auch uns, was kommt noch an Tränen auf unsere Kinder!

14. Frömmigkeit ist es mitnichten, verhüllten Hauptes ein Steinbild zu umwandeln und opfernd an alle Altäre zu treten oder zur Erde zu fallen der Länge nach oder die Hände zu den Tempeln der Götter zu heben und reichliches Tierblut ihren Altären zu weihen und Gelübde an Gelübde zu reihen, sondern mit ruhigem Geiste auf alles schauen zu können.

15. Blicken wir nämlich empor zu den Himmelsräumen des Weltalls und zu den funkelnden Sternen im Äther, der drüber sich wölbe, und wir erwägen im Geiste die Bahnen des Mondes und der Sonne, dann reckt gegen die Brust, wo sie schlief von den anderen Leiden niedergehalten, ihr Haupt, das wiedererwachte, die Sorge, ob es nicht doch vielleicht der Götter unendliche Macht sei, welche in wechselnden Bahnen die hellen Gestirne herumführt.

16. Denn es verwirrt den zweifelnden Geist das Vertagen der Einsicht, ob wohl irgendeinmal die Schöpfungsstunde der Welt schlug, ob auch ein Ende es gäbe, solange die Mauern des Weltalls und der Gestirne geräuschloser Lauf sich der Mühe nicht weigern.

17. Oder ob göttliche Huld sie mit ewigem Leben beschenkt hat, daß sie, da stets in der Ewigkeit Schwung sie sich drehen, deswegen könnten der Übergewalt der unendlichen Ewigkeit trotzen.

18. Und: wem krampft sich das Herz nicht aus Angst vor den Göttern zusammen, wem fährt nicht ein entsetzlicher Schreck in die Glieder, wenn plötzlich furchtbarer Blitzeinschlag die vertrocknete Erde erschüttert, während des Himmels Gewölbe durchrollt der grollende Donner?

19. Zittern nicht ganze Völker alsdann?

20. Erfäßt nicht der Schrecken stolzer Könige Glieder, so daß sie in Angst vor den Göttern fürchten, es nahe die Stunde, in der sie für scheußlichen Frevel oder tyrannischen Spruch die Bestrafung erwarten müßten?

21. Auch, wenn der Winde Gewalt wildwütend über das Meer fährt, und den Gebieter der Flotte mit seinen gewaltigen Legionen und Elefanten zumal hin über die Flächen des Meers fegt, fleht er die Götter nicht um Gnade an mit Gelübden und bittet zitternd und zagend die Winde um Frieden und günstige Brise?

22. Ach, umsonst!

23. Mit wilder Gewalt erfaßt ihn der Wirbel, daß er trotz aller Gebete versinkt in den Fluten des Todes.

24. So tritt eine geheime Gewalt das Menschentum nieder, wirft in den schmutzigen Kot die stattlichen Bündel und Beile und treibt Spott, wie es scheint, mit den Zeichen grausamer Herrschaft.

25. Endlich, wenn unter unseren Füßen die ganze Erde schwankt, wenn durch die Stöße die Städte teils stürzen, teils mit Einsturz drohen, ist es dann wunderbar, daß die Menschheit selbst sich gering schätzt, aber sich die Götter denkt mit der Fülle gewaltiger Stärke und mit Wunderkräften, die alles hienieden regieren?

§ 106 Entdeckung der Metalle

1. Schließlich nun wurde das Kupfer entdeckt und das Gold und das Eisen und zugleich auch des Silbers Gewicht und die Wirkung des Bleies.

2. Dies fand statt, als ein Feuer auf hohem Gebirge den Urwald verbrannt hatte, sei es daß dort ein Blitz aus dem Himmel gezündet, oder daß Menschen das Feuer im Waldkrieg, den sie dort miteinander führten, entfacht, um hierdurch die Feinde zu schrecken, oder daß andere verlockt durch die Güte des Bodens mit Feuer Boden und fruchtbaren Acker und Weideland gewinnen wollten oder auch Wild erjagen und sich mit der Beute bereichern.

3. Denn das Jagen mit Feuer und Gruben wurde früher erfunden als das Umstellen des Forstes mit Netzen und Hetzen mit Hunden, was nun auch immer der Grund zur Entstehung des Brandes gewesen, der mit schaurigem Prasseln den Wald bis zur

untersten Wurzel verzehrt und den Boden verbrannt durch die Glut des Feuers hatte: Aus den siedenden Adern verfloß in die Mulden der Erde ein sich sammelnder Bach von Gold und Silber und Kupfer, ebenso auch von Blei.

4. Als man später sah, wie die Massen, die sich verhärteten, mit blitzendem Schein aus dem Boden glänzten, hob man sie auf durch die Glätte und das glänzende Aussehen gelockt.

5. Da bemerkte man nun, sie seien entsprechend gestaltet, wie die Höhlung, die jedes gefüllt, nun gerade geformt war.

6. Da kam jetzt der Gedanke, es ließen sich diese Metalle, die man durch Hitze verflüssigt, in alle beliebigen Formen gießen und dann noch weiter durch Hämmern also verfeinern, daß man daraus selbst feinste und schärfste Schneiden gewinne, um sich Waffen zu schaffen, um Waldungen roden zu können, Stämme zum Bau zu behauen und glatt die Bretter zu hobeln und mit verschiedenen Bohrern im Holz die Löcher zu bohren.

7. All dies tat man nicht bloß mit der Kraft des härteren Erzes, sondern versuchte zuerst dasselbe mit Gold und mit Silber; doch vergeblich; zu weich war bei diesen Metallen die Masse und nicht ähnlich geeignet, die härtere Arbeit zu leisten.

8. Da stand höher im Preise das Erz, und das Gold war als unnütz wenig geachtet, da sich die Schärfe der Schneide leicht abstumpft.

9. Jetzt wird das Erz nicht beachtet, das Gold steht oben im Preise, so verändert der Wechsel der Zeit auch die Lage der Dinge.

10. Was vordem geschätzt wurde, wird schließlich des Wertes entkleidet; dafür steigt dann ein anderes empor aus verachtetem Dunkel; täglich erstrebt man es mehr, man begrüßt die Entdeckung mit Jubel, und die Menschen erweisen ihm unbegreifliche Ehre.

§ 107 Erz und Eisen

1. Danach kannst du nun leicht, mein Memmius, selber die Kenntnis über die Art dir verschaffen, wie einstens das Eisen entdeckt wurde.

2. Hände und Nägel und Zähne, das waren die ältesten Waffen, ebenso Steine, auch Äste, die jeder vom Baum sich abbrach, endlich Flamme und Feuer, nachdem dies einmal entdeckt war.

3. Später erst wurde erkannt des Eisens und Erzes Bedeutung.

4. Und zwar lernte man eher das Erz als das Eisen verwenden, da von Natur es geschmeidiger ist und sich häufiger findet.

5. Erz durchpflügte den Boden, mit Erz erregte man Wogen brandenden Schlachtengewühls, Erz säte gräßliche Wunden, Erz nahm Herden und Acker hinweg.

6. Denn den ehernen Waffen mußte ja alles, was nackt und wehrlos war, sich ergeben.

7. Dann erst Schritt für Schritt drang weiter das eiserne Schwert vor, und man verhöhnnte sogar die Erscheinung der ehernen Sichel.

8. Nun erst begann man mit Eisen den Boden der Erde zu furchen, gleiche Bewaffnung führte den Kampf im schwankenden Kriege.

§ 108 Kriegswerkzeuge

1. Erst bestieg man bewaffnet die Rippen des Rosses und lenkte dies mit der Linken am Zügel, die Rechte war rüstig zum Kampfe.

2. Dann versuchte man erst mit dem Doppelgespanne das Kriegsglück.

3. Und zweispännig zu fahren wurde eher beliebt als mit vieren und als bewaffnet auf sichelbewaffnete Wagen zu steigen.

4. Dann erst lehrten die Punier die Elefanten, mit dem Turm auf dem Rücken und Schlangenrüsseln, des Krieges Wunden verachten und Massen des feindlichen Heeres durchbrechen.

5. So trieb eins aus dem anderen hervor die traurige Zwietracht, um dem Menschengeschlecht als schaurige Waffe zu dienen, und tagtäglich vermehrten sich so die Schrecken des Krieges.

6. Auch versuchte man Stiere im Dienste des Kriegs zu verwenden und wildwütende Eber den Feinden entgegen zu schicken.

7. Ja man sandte dem Heere voraus gar grimmige Löwen, welche bewaffnete Wärter und grausame Bändiger führten, um sie lenken und fest an der Kette halten zu können.

8. Doch vergeblich!

9. Erhitzt vom beiderseitigen Blutbad brachten sie wütend die Reihen von Freund und Feind in Verwirrung, hier und da die Mähnen des schrecklichen Haupts schüttelnd.

10. Vor dem Gebrüll nun scheuten die Rosse, die Reiter vermochten nimmer die Tiere zu halten noch gegen die Feinde zu lenken.

11. Wütend warfen die Löwinnen sich mit gewaltigen Sätzen in das Gewühl und packten von vorn die begehrenden Krieger.

12. Andere gar, Nichtsahnende, rissen von hinten sie nieder.

13. Wo ihr starkes Gebiß und die krallige Tatze einschlugen, hielten die blutigen Leiber sie festumklammert am Boden.

14. Und in die Lüfte warfen die Stiere die eigenen Leute und zertrampelten sie und rissen den Rossen den Bauch auf mit dem Gehörn und zerwühlten in drohender Weise den Boden, ähnlich die Eber.

15. Sie schlugen mit ihren Hauern die Freunde, netzten in Wut den zerbrochenen Speer mit dem eigenen Blut, den im eigenen Leibe zerbrochenen Speer mit dem Blute, und so brachten sie dem Reiter- und Fußvolk gemeinsamen Tod.

16. Denn die Pferde entzogen dem Schlage der Hauer sich seitwärts oder sie bäumten sich auf und suchten die Luft mit den Füßen.

17. Aber vergeblich!

18. Man sah, wie sie stracks mit durchschnittenen Sehnen niederstürzten, den Boden mit wuchtigem Falle bedeckend.

19. Hielt man nun auch wohl die Tiere daheim für genügend gebändigt, hier in der Schlacht brach sichtbar hervor die frühere Wildheit durch Verwundung, Geschrei, Flucht, Schrecken und Kampfesverwirrung.

20. Nicht ein einziges Stück der Bestien brachte man wieder, denn es verliefen sich alle an Art doch verschiedenen Tiere, wie die Kriegselefanten auch jetzt bei verkehrtem Vorantrieb fliehen, nachdem in der Wut sie die ihrigen mächtig geschädigt.

21. So erkannten die Ärmsten zu spät den Schaden des Tierkampfes, wenn sie ihn wirklich erkannten.

22. Doch glaub ich, man könnte es schon vorher sich wohl denken im Geiste und wohl als möglich voraussehen, wie hieraus gemeinsames, schreckliches Unheil erwüchse.

23. Eher wohl kannst du behaupten, es wäre geschehen im Weltall auf verschiedenen Welten von ganz verschiedener Entstehung als auf einem bestimmten, beliebig gegriffenen Erdkreis.

24. Aber sie wollten es nicht so sehr in der Hoffnung tun zu siegen als selbst unterzugehen, doch im Tod noch dem Feinde zu schaden, da ihr Heer zu gering an Zahl und von Waffen entblößt war.

§ 109 Webekunst

1. Kleider wurden geflochten, bevor es gewebtes Gewand gab.

2. Weben entstand nach dem Eisen, da Eisen zum Weben gebraucht wurde.

3. Anders konnte man nicht so glattes Gerät gewinnen; Spindel und Spule und Schiff und die sausenden Bäume des Webstuhls.

4. Wolle zu spinnen hat Männer zuerst gelehrt der Naturtrieb, dann erst das Weibergeschlecht; denn weit überlegen im Handwerk ist überhaupt das Männergeschlecht und um vieles geschickter; doch die Bauern, die streng das Geschäft für

schimpflich erklärten, wollten es aus diesem Grunde in weiblichen Händen wissen, um selbst härteres Werk mit Arm und mit Bein zu verrichten.

§ 110 Baumzucht

1. Aber der Welt Urschöpferin selbst, die Natur, ist es letztlich, die uns das Vorbild gab für das Säen und Pfropfen der Bäume.
2. Denn wo die Beeren und Eicheln herab von den Bäumen gefallen, sproßte darunter zur Zeit der Schößlinge Schwarm in die Höhe.
3. Dann entschloß man sich auch Pfropfreiser in Äste zu senken und auf dem Feld in den Boden die jungen Sprossen zu pflanzen.
4. Auf der geliebten Scholle versuchte nun jeder den Anbau mannigfaltiger Saat.
5. Man sah, wie der Boden veredle wildes Gewächs, sobald man ihn mit Fleiß und mit Liebe pflege.
6. So wurde die Waldung allmählich mehr ins Gebirge gedrängt, und in der Niederung trat an die Stelle des Waldes der Fruchtbau.
7. Wiesen, Teiche, Kanäle und Kornfeld, labenden Wingert legten sie auf Hügeln und Feldern an, und der bläuliche Ölbaum zog sich zwischen den Feldern entlang als scheidender Grenzrain, der die Hügel hinauf- und in Täler und Felder hinabstieg.
8. Und so siehst du nun jetzt mit dem buntesten Reize geschmückt alles Gelände, und köstliches Obst wächst mitten dazwischen, während sich rings fruchttragend Gesträuch als Hecke herumzieht.

§ 111 Erfindung der Musik

1. Lange schon ahmte der Mensch mit dem Munde das Vogelgezwitscher nach, bevor er lernte, ergötzliche Lieder zu singen und durch ihre Verkündung das lauschende Ohr zu entzücken.

2. Zephyrs Säuseln im Rohr war die erste Belehrung des Landmanns, als er zu blasen begann auf dem hohlen Stengel des Schierlings.

3. Dann erlernte man allmählich die süßen Töne der Klage, die der Flöte entströmt, wenn des Spielers Finger sie meistert, der die Weise in göttlich begeisterter Muße gefunden, während er einsam schweifte durch Triften der Hirten und Wälder.

4. Solche Musik bezauberte jetzt und ergötzte die Menschen, wenn sie den Hunger gestillt; dann freut uns ja allerlei Kurzweil.

5. Und so lagerten sie miteinander auf schwellendem Rasen oft an des Bächleins Rand in dem Schatten ragender Bäume, und sie labten sich vergnügt mit ihren bescheidenen Mitteln, wenn sie zumal auch das Wetter begünstigte und wenn der Frühling grünende Wiesengefilde mit farbigen Blumen bestickte.

6. Da gab es scherzhaft Gespräch und heiteres Gekicher, wie üblich; denn die ländliche Muse war jetzt in der blühenden Vollkraft.

7. Ausgelassene Lust hieß sie jetzt das Haupt und die Schultern mit geflochtenen Kränzen aus Blumen und Blättern umwinden, trieb sie dazu, nun die Glieder im taktlosen Tanze zu schwingen und mit polterndem Fuße die Mutter Erde zu stampfen.

8. Dies erweckte nun wieder Gelächter und heiteres Gekicher, weil dies damals noch neu und darum wunderbar wirkte.

9. Mußte man wachen, so war es ein Ersatz für den fehlenden Schlummer, mancherlei Töne zu bilden und Melodien zu singen und mit gebogener Lippe die Hirtenflöte zu spielen.

10. Darum hat sich dies bei den Wächtern noch jetzt im Gebrauch gehalten.

11. Jetzt erlernte man auch auf die Einheit des Taktes zu achten; jene Urwaldrasse der erdentsprossenen Menschheit schöpfte gewiß hieraus nicht minderes Vergnügen als wir jetzt.

12. Denn was gerade im Schwang, das gefällt und wirkt ja besonders, wenn man nicht vorher schon Schöneres gesehen hatte.

13. Wird dann später das Bessere entdeckt, so vernichtet es alles, was man früher geliebt: der Geschmack verändert sich eben.

14. So wurde ihnen die Eichel verhaßt, so verließ man die alten Lagerstätten, die Gräser und Laubwerk gepolstert hatten.

15. Ebenso fiel in Verachtung die frühere Kleidung aus Tierfell.

16. Einstmals mußte die Erfindung des Fellkleids den Neid wecken, wie mich dünkt, so daß sein Träger von Meuchelmördern bedroht war.

17. Und doch mußte es verschwinden und konnte nicht weiter mehr dienen, weil es im Hader des Streits zerrissen und blutüberströmt wurde.

18. Damals war es das Fell, jetzt bringt das Gold und der Purpur Sorgen dem Leben der Menschen und stiftet bei ihnen den Krieg an.

19. Doch kommt größere Schuld, wie mich dünkt, auf unsere Rechnung.

20. Jene Söhne der Erde, die nackt und noch ohne die Felle waren, litten vom Frost; doch was schadet es uns, wenn dem Kleide der Purpur fehlt, verbrämt mit Gold und mit riesigem Zierat?

21. Könnte doch auch ein plebejisches Gewand uns vor der Kälte schützen!

22. So müht sich also das Menschengeschlecht umsonst und vergebens immerfort ab und verzehrt sein Leben in den wichtigsten Sorgen.

23. Leider versteht es ja nicht, der Besitzgier Schranken zu setzen und die Grenze, wieweit sich das wahre Vergnügen noch steigert.

24. Dies ist es, was mit der Zeit das Leben ins offene Meer trieb und von Grund aus die mächtigen Wogen des Krieges erregte.

§ 112 Zeitrechnung

1. Aber die Wächter der Welt, die den großen, sich drehenden Tempel rings als Leuchten umwandeln, die Sonne und der Mond, sie belehrten unser Menschengeschlecht, wie die Zeiten des Jahres sich drehen, und ein bestimmtes Gesetz und geregelte Ordnung die Welt lenkt.

§ 113 Letzte Stufe der Kultur

2. Nunmehr lebte man sicher von mächtigen Türmen umschirmt und man bebaute die Erde, die einzeln verteilt und begrenzt wurde.

3. Jetzt erblühte das Meer weithin von den Segeln der Schiffe, und durch Verträge gewann man die Hilfe der Bundesgenossen.

4. Jetzt auch begannen die Dichter die Heldentaten uns in Liedern zu verkünden; die Schrift war nicht lange vorher schon erfunden.

5. Deshalb kann man in unserer Zeit, was noch früher geschehen ist, nur erforschen, soweit uns der Schluß des Verstandes die Spur zeigt, Schiffahrt, Ackerbebauung, Errichtung von Mauern, Gesetze, Waffen, Straßen, Bekleidung und alles ähnliche Gute, ehren, und alles, was irgend zur Lebensverfeinerung beitrug, Lieder und Bilder und alle die sonstigen bildenden Künste, lehrte Erfahrung und Übung den mählich von Stufe zu Stufe vorwärts schreitenden Geist, der unverdrossen sich mühte.

6. So bringt die Zeit Schritt für Schritt jedwedes zum Vorschein, und der Verstand hebt alles empor zum Reiche des Lichtes.

7. Denn man ersah mit dem Geiste, wie eins aus dem anderen sich aufhellt, bis man in jeglicher Kunst zu dem höchsten Gipfel gelangt ist.

Sechstes Buch

Naturerscheinungen

§ 114 Preis der Philosophie Epikurs

1. Weizenerzeugende Saat verteilte der leidenden Menschheit einst als erstes Athen, die Stadt mit leuchtendem Namen, die uns das Leben von neuem geschenkt, die Gesetze gegeben, die auch wieder zuerst dem Leben den süßesten Trost gab, als sie den Mann uns gebar, dessen Geist sich so mächtig erwies, daß sein Wahrheitsmund die ganze Natur uns enthüllte.

2. Ob er auch selbst nicht mehr lebt, sein Ruhm ist längst bei den Völkern wegen des göttlichen Werks, das er schuf, bis zum Himmel gedrungen.

3. Denn als er sah, daß an dem, was die sterblichen Menschen an Nahrung brauchen, fast alles schon längst zu unserer Verfügung bereit steht, daß mithin auch das Leben, soweit dies möglich, gesichert da steht, ja daß die Großen in Reichtum, Ehre und Ansehen schwimmen und Glanz durch den trefflichen Ruf der Söhne gewinnen, und trotzdem kein einziger Mensch die Angst in dem Herzen los wird, welche die Seele auch wider Willen beständig quält und feindlich bedroht und zu wütenden Klagen veranlaßt: Da erkannte er wohl, daß der Fehler nur am Gefäß liegt, und daß alles durch dessen Schuld im Inneren verderbt wird, was man auch nur an Genuß von außen her sammelt und eingießt.

4. Denn teils sah er es gänzlich verlect und durchlöchert, so daß man nimmer durch irgendein Mittel es wirklich zu füllen vermöchte teilweise aber im Innern von ekligem Geschmack durchzogen, daß es dadurch auch alles verstärkte, was man hineingießt.

5. Also begann er das Herz durch Wahrheitsworte zu läutern, wies die Begierde sowohl wie die Furcht in die richtigen Schranken, lehrte uns kennen, worin das höchste der Güter bestehe, das wir alle erstreben, und zeigte den Weg uns zum

Heil, jenen Saumpfad, der uns zum Ziel im geradesten Lauf führt, zeigte auch der Übel Geschmeiß, das in allen menschlichen Dingen uns gar mannigfaltig umschwirrt aus natürlichen Gründen, bald durch Zufall, bald durch Gewalt, so wie die Natur will, wies uns dann endlich die Tore, aus denen man gegen sie ausfällt, und so legte er dar, wie das Menschengeschlecht in dem Herzen unbegründet zumeist das Gewoge der Sorgen herumwälzt.

6. Denn wie in dunkeler Nacht die Kindlein zittern und beben und vor allem sich graulen, so ängstigen wir uns bisweilen selbst am Tage vor Dingen, die wahrlich nicht mehr zu fürchten sind, als was im Dunkel die Kinder befürchten und künftig erwarten.

7. Jene Gemütsangst nun und die lastende Geistesverfinsterung kann nicht der Sonnenstrahl und des Tages leuchtende Helle scheuchen, sondern allein der Natur grundtiefe Betrachtung.

8. Laßt uns darum das begonnene Werk zu Ende nun weben!

§ 115 Wirkung der Naturerscheinungen auf das menschliche Gemüt

1. Auch wenn sonstige Schrecken den zagenden Herzen der Menschen öfter am Himmel sowohl wie hienieden auf Erden erscheinen, da erfaßt in der Tat ihr Gemüt die Angst vor den Göttern, die sie zu Boden drückt.

2. Denn leider gebricht es an Einsicht in die verborgenen Gründe.

3. So sind sie gezwungen, den Göttern Herrschaft über die Welt und Königsmacht zu verleihen.

4. Denn in diesem Geschehen die Gründe zu fassen, ist ihnen rein unmöglich.

5. So schreiben sie alles der göttlichen Macht zu.

§ 116 Entstehung des Götterwahns

1. Selbst wer richtig gelernt, daß die Götter ein sorgloses Dasein führen, be-

staunt doch wohl, wie alles im einzelnen sich abspielt, namentlich auch bei jenen Erscheinungen, welche den Blicken über unserem Haupt im Äthergefilde sich zeigen: Dann fällt mancher wohl wieder zurück in den früheren Glauben und bekennt sich als Sklaven von grausamen Herren, an deren Allmacht er leider glaubt.

2. Er weiß nicht, der Arme, was sein kann und was nicht kann sein und wie jedem Ding, durch seine Kräfte begrenzt, ein Ziel und ein endliches Maß gesteckt sei.

3. Blind ist seine Vernunft; darum schweift er noch mehr in die Irre.

4. Wenn du nicht jene Gedanken mit Abscheu aus dem Herzen bannst als nicht der Würde der Götter und ihrem Frieden entsprechend, wirst du die heiligen Mächte der Götter verkümmern und oftmals wider dich selbst kehren.

5. Nicht als ob die göttliche Allmacht Kränkung erlitte und zornig die strenge Bestrafung verlange, sondern vielmehr weil du selber die Götter, die friedlicher Ruhe pflegen, erregt dir von den Wogen erschrecklichen Zornes denkst.

6. So wirst du nie mit ruhigem Geist in die Tempel der Götter treten können und nimmer die Bilder göttlichen Leibes, wenn in den menschlichen Geist sie als Boten der göttlichen Schönheit Eintritt fordern, in ruhigem, friedlichem Herzen empfangen.

7. Daraus ergibt sich von selbst, welches Leben dich künftig erwartet.

§ 117 Abwehr religiösen Irrwahns

1. Hier gilt es also das Wesen des feuerschleudernden Blitzes selbst zu verstehen und die Kraft, mit der er ein jegliches ausführt, nicht etruskische Sprüche vergeblich zu wälzen, um hieraus Zeichen verborgener Pläne der Gottheit uns zu entnehmen: Etwa woher es geblitzt, ob das fliegende Feuer nach rechtshin oder nach links sich gewandt und wie es durch Mauern ins Haus schlug und dann wieder, nachdem es darinnen geschaltet, hinausfuhr, oder was sonst noch

ein Blitzeinschlag vom Himmel kann schaden.

2. Wenn aber Jupiter selbst und die anderen Götter des Himmels strahlende Räume erschüttern mit Schrecken erregendem Donner und, wie es jedem der Götter beliebt, versenden den Blitzstrahl, weshalb lassen sie dann, wenn einer abscheulichen Frevel straflos begangen hatte, nicht gleich die Flammen des Blitzes aus seiner zerschmetterten Brust schlagen zur Warnung der Menschen?

3. Weshalb wälzt sich dafür unschuldig ein Armer, der keiner Schande sich jemals bewußt wurde, in den Flammen und wird so plötzlich erfaßt und verstrickt in den Wirbel des himmlischen Feuers?

4. Weshalb suchen sie nutzlos heim die verödeten Plätze?

5. Tun sie es etwa zur Übung des Arms und zur Stärkung der Muskeln?

6. Weshalb lassen sie Jupiters Keil in der Erde verrostet?

7. Weshalb duldet er es selbst und spart ihn nicht auf für die Feinde?

8. Endlich warum wirft Jupiter nie bei heiterem Himmel seinen Blitz auf die Erde und füllt die Lüfte mit Donner?

9. Steigt er vielleicht erst dann, wenn die Wolke sich unten gesammelt, selbst auf diese herab, um das Ziel aus der Nähe zu treffen?

10. Ferner wozu denn schießt er ins Meer? Was hat er zu klagen über die Wogen, das flüssige Naß und die schwimmenden Flächen?

11. Weiter: wollte er bewirken, daß wir uns vor dem Blitze hüten, weshalb scheut er sich dann den Blitzstrahl sichtbar zu senden?

12. Will er dagegen uns ahnungslos mit dem Blitz überfallen, weshalb donnert er droben, entsendet Dunkel und Brausen und droht grollend voraus, so daß man zu fliehen imstand ist?

13. Und wie kannst du nur glauben, er sende nach mehreren Seiten seine Waffe zugleich?

14. Wagst du etwa dies mir zu leugnen, daß gleichzeitig sich öfter mehrfacher Blitzschlag ereignete?

15. Nein, gar häufig geschah es und muß notwendig geschehen, daß zur nämlichen Zeit sich mehrere Blitze entladen, just wie der Regen auch zugleich an verschiedenen Orten fällt.

16. Endlich warum zerschmettert der Gott mit dem feindlichen Blitzstrahl Heilige Tempel der Götter, ja selbst die eigenen Sitze, und zerstört manch herrlich geformtes Bildnis der Götter, schändet sogar sein eigenes Bild mit grausamer Wunde?

17. Weshalb zielt er zumeist auf die Höhen und weshalb erblickt man gerade auf den Gipfeln der Berge die häufigsten Spuren des Blitzes?

§ 118 Entstehung der Seuchen

1. Ich will nun jetzt zum Schluß von der Krankheit Ursachen reden und dir erklären, woher so plötzlich die Krankheitskeime kommen, die dem Tier- und Menschengeschlecht Tod und Vernichtung bringen.

2. Zuerst, wie ich oben gelehrt, gibt es viele Atome, die uns als lebenserhaltende Keime zu gelten haben; aber es schwirren auch viele umher, die Tod und Erkrankung schaffen.

3. Sobald nun diese der Zufall zusammenrottet und sie den Himmel verpesten, entsteht ein krankhafter Lufthauch.

4. All dies Krankheitsheer und alle diese Verpestung stammen entweder von außen, wie Wolken und Nebel von oben über den Himmel hinziehen, teils steigen sie auch gerade aus der Erde auf, wenn der Boden durchnäßt von unaufhörlichem Regen, dann von der Sonne durchglüht zum Fäulnisherd sich entwickelt.

5. Siehst du nicht auch, wie auf Fremde, von Haus und Heimat verschlagene, die hier zu uns kommen, die Ungewohnheit des Klimas wie auch des Wassers wirkt, die so große Verschiedenheit zeigen?

6. Was für ein Unterschied muß zwischen Britanniens Klima und dem ägyptischen sein, wo die Achse der Welt sich so tief neigt, welch ein Abstand ferner vom Pontusreich bis nach Gades und zu dem Menschengeschlecht mit den schwarzverbrannten Gesichtern!

7. Vier verschiedene Teile der Welt sind so voneinander nach den vier Hauptwinden und Himmelsstrichen geschieden.

8. Ebenso weit sind die Menschen getrennt durch Farbe und Aussehen, wie auch die Krankheitsarten die Völker nach Rassen befallen.

9. Elefantiasis gibt es allein in Mittelägypten, nahe den Wassern des Nils, und nirgends sonst auf der Erde.

10. Ferner gibt es Fußleiden in Attika, Schwäche der Augen herrscht in Achaja vor.

11. So sind an anderen Orten andere Organe bedroht; das macht die verschiedene Luft aus, wenn sich daher zufällig ein uns abträglicher Luftstrom weiter bewegt und die feindliche Luft Verbreitung gewinnt, schleicht sie wie Wolken und Nebel allmählich weiter und bringt so überall, wo sie erscheint, gewaltsame Änderung und Wirrnis.

12. Dann kommt es vor, wenn sie endlich in unser Klima gelangt ist, daß sie es ähnlich gestaltet und uns abträglich verpestet.

13. Plötzlich senkt sich nun diese uns neue, verheerende Pestluft nieder aufs Wasser hin oder sie nistet sich ein in die Feldfrucht oder in andere Nahrung der Menschen und Futter der Tiere, oder der Krankheitsstoff harrt schwebend in luftiger Höhe; und so müssen wir, wenn wir von dort die giftige Pestluft atmen, zugleich mit dem Odem die Krankheitskeime verschlucken.

14. In ganz ähnlicher Weise befällt auch die Pest oft die Rinder, oder die Seuche verheert die blökenden Träger der Wolle.

15. Und es verschlägt auch nichts, ob wir die gefährliche Gegend selber betreten und wie ein Gewand das Klima vertau-

schen, oder ob uns die Natur von selbst das verdorbene Klima herbringt oder ein Etwas, an das wir bisher nicht gewöhnt sind, das uns Unheil schafft durch die Neuheit seiner Erscheinung.

§ 119 Die Pest zu Athen

1. Solch ein Krankheitsstoff und todverbreitender Pesthauch wandelte einst das kekropische Land in ein Leichengefilde, machte zur Wüste die Gassen und raubte der Stadt die Bewohner.

2. Tief im Ägypterland war diese Verseuchung entsprungen, dann durchflog sie gewaltigen Raum der Lüfte und Meere, bis sie am Ende befiel Pandions ganze Bevölkerung, die nun haufenweise der Pest und dem Tode geweiht wurde.

3. Anfangs spürten ihr Haupt sie von fiebriger Hitze entzündet, und ihr Augenpaar war blutigrot unterlaufen; schwärzlich geronnenes Blut entquoll dem Innern des Schlundes, Schwären versperrten der Stimme den Weg und verengten den Durchgang, und die Zunge, des Geistes Dolmetscherin, schwimmend im Blute wurde durch die Seuche geschwächt, rauhkörnig und kaum mehr beweglich.

4. Als nun der Krankheitsstoff durch den Schlund in die Brust gedrungen war, und er dem Kranken ins zagende Herz zusammengeflossen war, ja, da gerieten die Riegel des Lebens alle ins Wanken.

5. Widrigen Odem verhauchte der Mund in die Lüfte, wie wenn sich Gestank von verfaulendem Aas aus dem Anger des Schinders erhebt.

6. Seele wie Körper verloren ermattend jegliche Spannkraft, und man fühlte bereits sich dicht vor der Schwelle des Todes.

7. Unerträglichem Leiden gesellte beklemmende Angst sich unaufhörlich hinzu und mit Stöhnen mischte sich Jammer; häufiges Schluchzen ergriff bei Tag und bei Nacht oft die Nerven; dieser beständige Krampf zwang nieder die einzelnen Glieder,

und die schon lange Erschöpften zerflossen in dieser Ermattung.

8. Allzu erhebliche Hitze vermochte man nicht zu bemerken auf dem Körper der Kranken, der außen mäßig erwärmt schien; eher empfand man ein laues Gefühl, wenn die Hand ihn berührte, aber der ganze Leib war von brandigen Schwären getötet, wie wenn das »heilige Feuer« sich über die Glieder verbreitet, vollends im Innern der Menschen da brannte es bis auf die Knochen, brannte im Magen so loh wie die Flamme im Innern der Esse.

9. Da half keine Gewandung, so leicht und so dünn man sie suchte; einzig nach Wind und nach Kühle war stets ihr Streben gerichtet.

10. Manche begaben sich darum in die eisigen Fluten der Flüsse mit pestglühenden Gliedern und warfen sich nackt in das Wasser.

11. Viele stürzten sich auch kopfüber hinab in die Brunnen und gelangten zuerst mit dem offenen Mund in die Tiefe; aber der dörrende Durst, der ins Wasser sie zwang, war mit nichts mehr stillbar; reichliches Naß war soviel wie wenige Tropfen.

12. Nirgends Erholung vom Leiden: matt lagen die Körper am Boden, ratlos verstummten die Ärzte, die ihre Befürchtung verbargen, wenn sie die Kranken erblickten, die wieder und wieder die Augen rollten, wie fieberdurchglüht und schlaflos ins Weite starrten.

13. Außerdem noch erschien viel anderes als Zeichen des Todes: Völlig verwirrter Verstand mit Angstzuständen und Schwermut, finstere Stirn und scharfer, ja wütender Blick aus den Augen; ferner ein ängstlich erregtes Gehör und Brausen im Ohr, fliegender Atem, dann wieder auch tiefe und langsame Züge, reichlicher Schweißerguß, der perlend am Halse herabfloß, dürftiger, salziger, dünner und safranfarbiger Auswurf, den nur mühsam die Kehle mit heiserem Husten herauswarf.

14. In den Händen ein zuckender Krampf, in den Gliedern ein Zittern und an

den Füßen herauf zog Glied für Glied sich ein Frösteln unaufhaltsam empor.

15. Und ging es schließlich zum Ende: Eingefallene Nase, die Nasenspitze verlängert, hohle Augen und Schläfen, verhärtet und kalt die Gesichtshaut, niedersinkender Mund und die Stirnhaut dauernd in Spannung.

16. Nicht gar lange danach erstarrten die Glieder im Tode; meistens gaben ihr Leben sie auf, wenn achtmal die Sonne leuchtend die Fackel erhoben, bisweilen auch erst bei der neunten.

17. War nun auch einer, wie es kommt, dem Todesschicksal entronnen, so ergriff ihn doch später die Zehrung, da eklige Geschwüre nebst schwarzflüssigem Stuhl ihn schwächten; der Tod war ihm sicher; oder es quoll auch nicht selten zugleich mit heftigem Kopfweh reichlich verdorbenes Blut aus verstopfenden Nasengeschwüren; damit floß auch die Körperkraft dem Erkrankten zugleich hin.

18. Wer nun auch wirklich dem starken Erguß des vereiterten Blutes glücklich entrann, der verfiel doch in Nerven- und Gliederverrenkung; ja, es warf sich die Pest sogar auf die Zeugungsorgane.

19. Einige ließen in ängstlicher Furcht vor den Pforten des Todes lieber das Glied mit dem Messer entfernen, um weiter zu leben; einige blieben auch leben, doch gaben sie Hände und Füße drein, wie andere wieder das Licht der Augen verloren.

20. So stark hatte sie grimmige Angst vor dem Tode ergriffen.

21. Einige büßten sogar die Erinnerung an alles Vergangene ein, so daß sie sich nicht mehr auf sich selbst besinnen konnten.

22. Zwar lag Leiche auf Leiche gehäuft, da niemand beerdigt wurde, allein die Scharen von Vögeln und wildem Getier wichen zurück in die Ferne, dem gräßlichen Gestank zu entfliehen, oder sie fielen dem Tode anheim, sobald sie gekostet, oder es kam überhaupt in jenen schrecklichen Tagen schwerlich ein Vogel hervor und die bösen Bestien blieben in den Ge-

hölzen zurück; die meisten siechten und starben gleichfalls.

23. So auch besonders die treuen Wächter, die Hunde: überall hauchten sie ihr Leben jämmerlich auf den Straßen aus; denn das entsetzliche Gift nahm qualvoll ihnen das Leben.

24. Auch gab es keine Arznei, die bei allen sich sicher bewährte; denn was dem einen vergönnte, in volleren Zügen zu atmen lebenserhaltende Luft und des Himmels Räume zu schauen, das war vernichtendes Gift für den anderen und brachte ihm den Tod.

25. Hierbei war nun vor allem die jammervollste Erscheinung und die kläglichste die, daß jeder, sobald nur die Krankheit ihm sich bemerkbar machte, als wäre er zum Tode verurteilt, jegliche Hoffnung verlor, und während er traurigen Herzens seines Endes nun harrte, alsbald die Seele verhauchte.

26. Freilich, es wurden ja auch die Keime der gierigen Seuche während der ganzen Zeit von einem zum anderen übertragen.

27. Wie bei den Trägern der Wolle und hörnerbewehrten Ochsen.

28. Dies war vor allem der Grund, daß Leichen auf Leichen sich häuften; denn wenn aus Angst vor dem Tod und aus gieriger Liebe zum Leben mancher davor sich scheute die kranken Familienglieder aufzusuchen, so strafte auch ihn bald Mangel an Pflege, da ihn freudlos und hilflos ein schimpfliches Ende erreichte.

29. Doch wer die Hand nur reichte, der ging durch stete Berührung und an der Mühe dahin, zu der ihn die Ehre getrieben oder die rührende Bitte und Jammerstimme der Siechen.

30. Also erlagen dem Tode auf die Art gerade die Besten.

31. Ohne Begleitung rasten die Wagen zum Grab wie im Wettlauf; jeder begrub die Gebeine, wo gerade der Zufall ihn hintrief, ohne nach frommen Gebrauch die Sitten der Väter ehren.

32. Wie um die Wette begrub man bald hier bald dort die Seinen; dann von dem Weinen und Trauern erschöpft ging jeder nach Hause, so warf wohl gar manchen der Harm um die Lieben aufs Lager.

33. Niemand war da zu finden, dem nicht in dem schrecklichen Jahre Krankheit oder der Tod sich nahte oder doch Trauer.

34. Nunmehr siechte zudem wie der Schaffhirt so auch der Stierknecht hin und der Ackersmann, der mit Kraft den gebogenen Pflug lenkt.

35. Aufeinander gepfercht lag da in dem Innern der Hütte Körper an Körper, wo Krankheit und Not dem Tode sie weihten.

36. Über entseelten Kindern erblickte man öfters die Körper ihrer Eltern entseelt; und hin und wieder konnte man Söhne schauen, die über die Eltern gesunken ihr Leben verhauchten.

37. Dieses betrübliche Leid floß nicht zum geringsten vom Lande über zur Stadt, und die Masse des dorthin strömenden Landvolks trug, schon krank, die Keime herbei aus allen Bezirken.

38. Sämtliche Räume und Häuser erfüllten sie: nur um so höher türmte in stinkender Enge der Tod die Haufen der Leichen.

39. Zahlreiche Leichen bedeckten die Straßen; sie hatten sich vorwärts dorthin gewälzt, wo der Durst zu den Röhren der Brunnen sie lockte, aber der Labe zu gieriger Trank nahm ihnen das Leben.

40. Viele sah man sogar auf belebten Straßen und Plätzen, wo sich das Volk gern trifft, halbtot und erschlaft in den Gliedern, lumpenbedeckt und starrend von gräßlichem Schmutz verenden: Unflat deckte den Körper, Gerippe von Haut und von Knochen schienen sie, fast schon begraben in Dreck und ekligen Geschwüren.

41. Endlich hatte der Tod auch die heiligen Tempel der Götter vollgestopft mit den Leibern der Toten, und überall blieben sämtliche Gotteshäuser mit Leichen belastet, da diese Räume die Küster den Scharen der Fremdlinge geöffnet hatten.

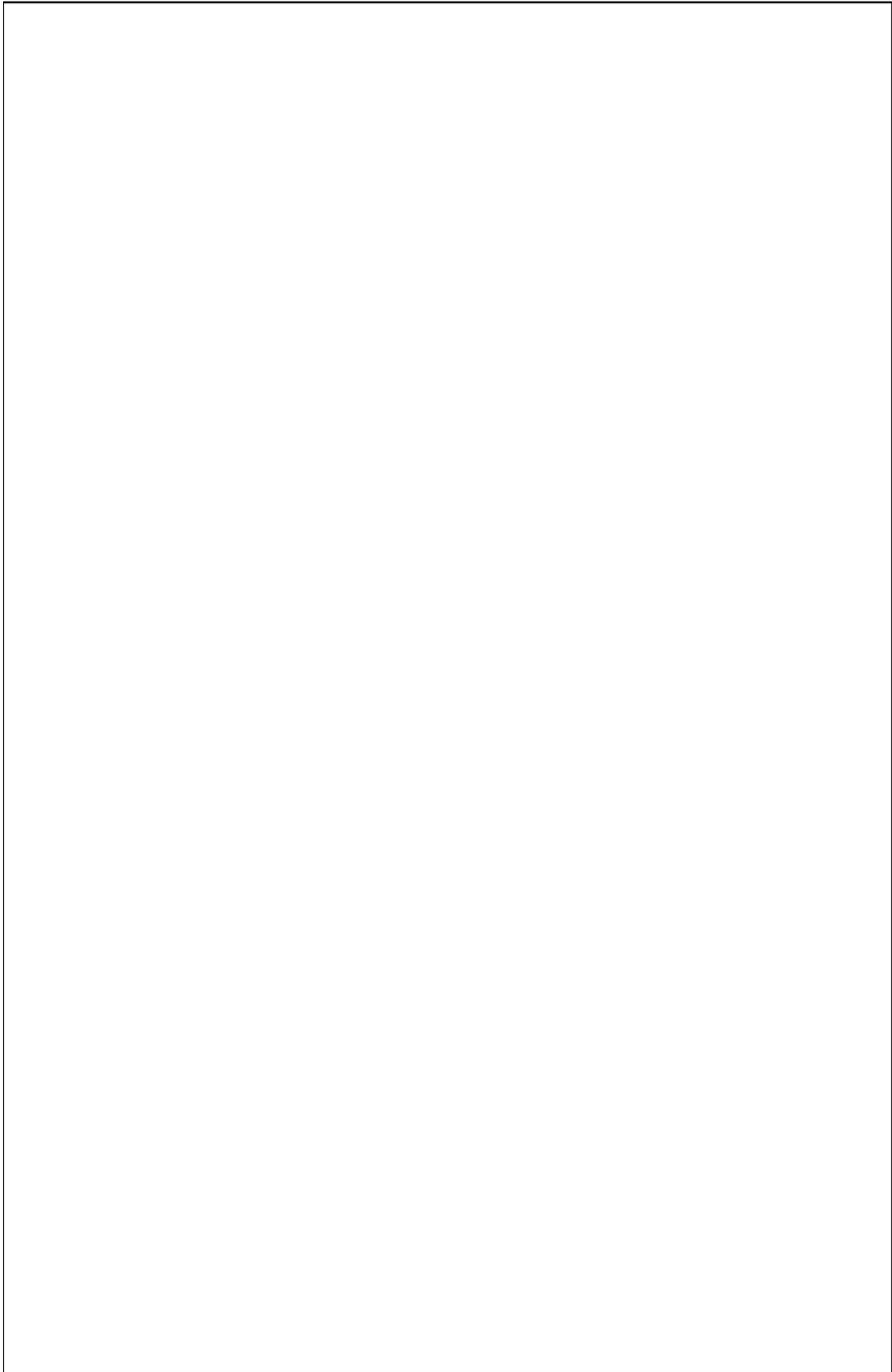
42. Freilich der Gottesdienst und die Gottheit selbst waren bei ihnen nicht mehr geachtet.

43. Zu groß war der gegenwärtige Jammer.

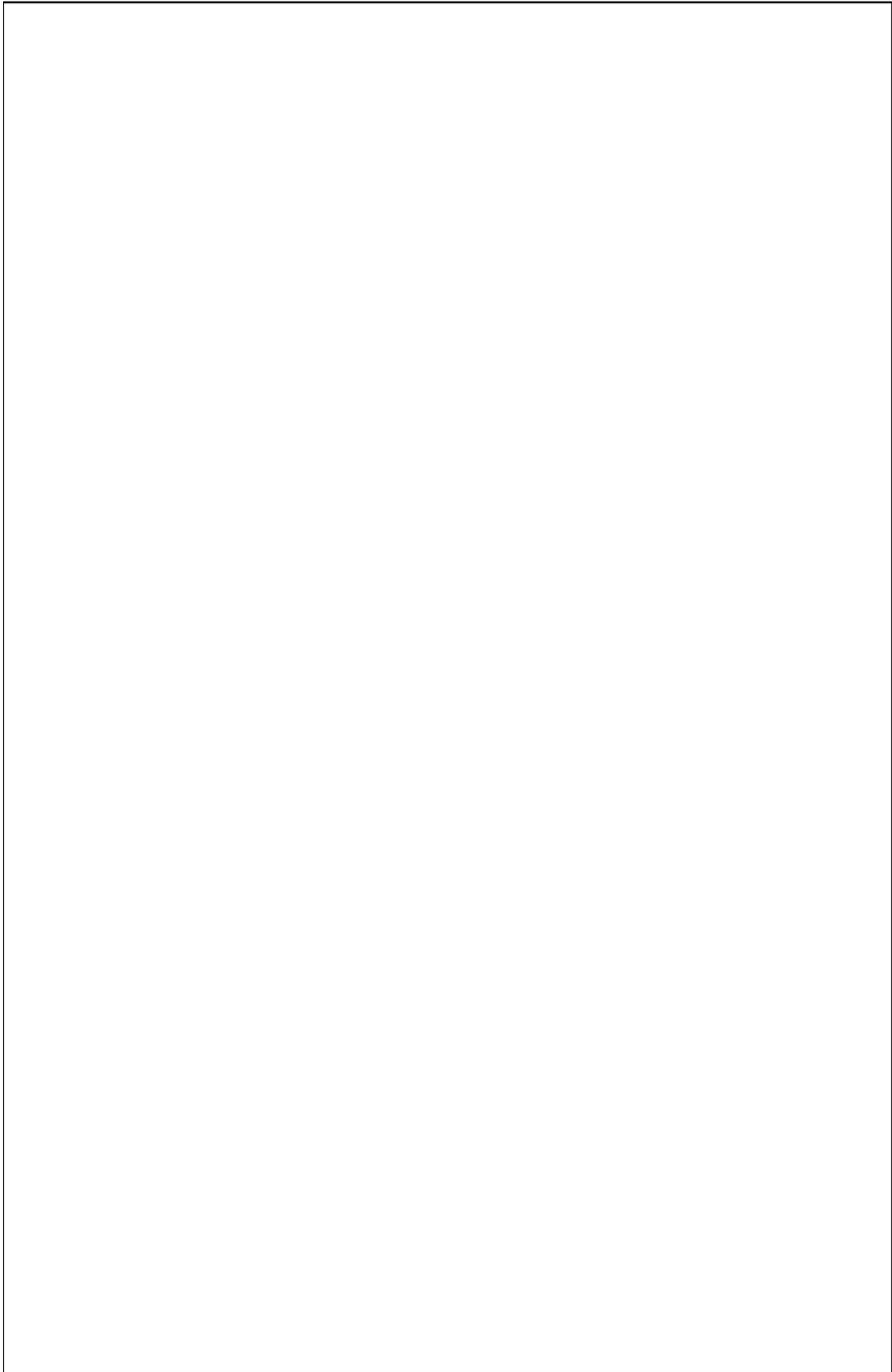
44. Auch die Bestattungsbräuche der Stadt, mit denen dies Volk stets früher die Seinigen zu Grabe zu tragen pflegte, verschwanden.

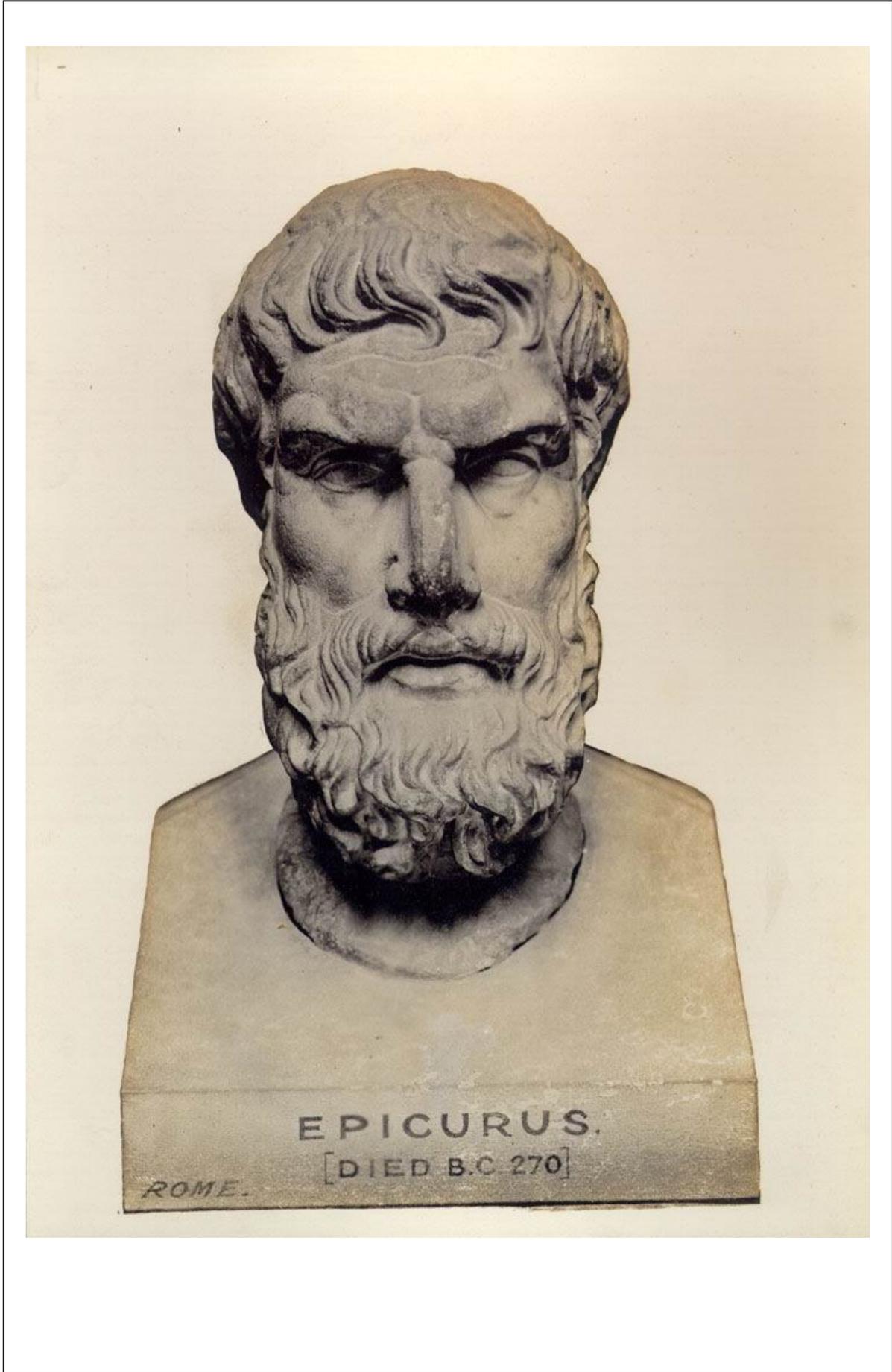
45. Gänzlich verwirrt im Gemüt lief jeder bald hierhin bald dorthin und barg, wie es nun ging, voll Kummer den Toten im Grabe.

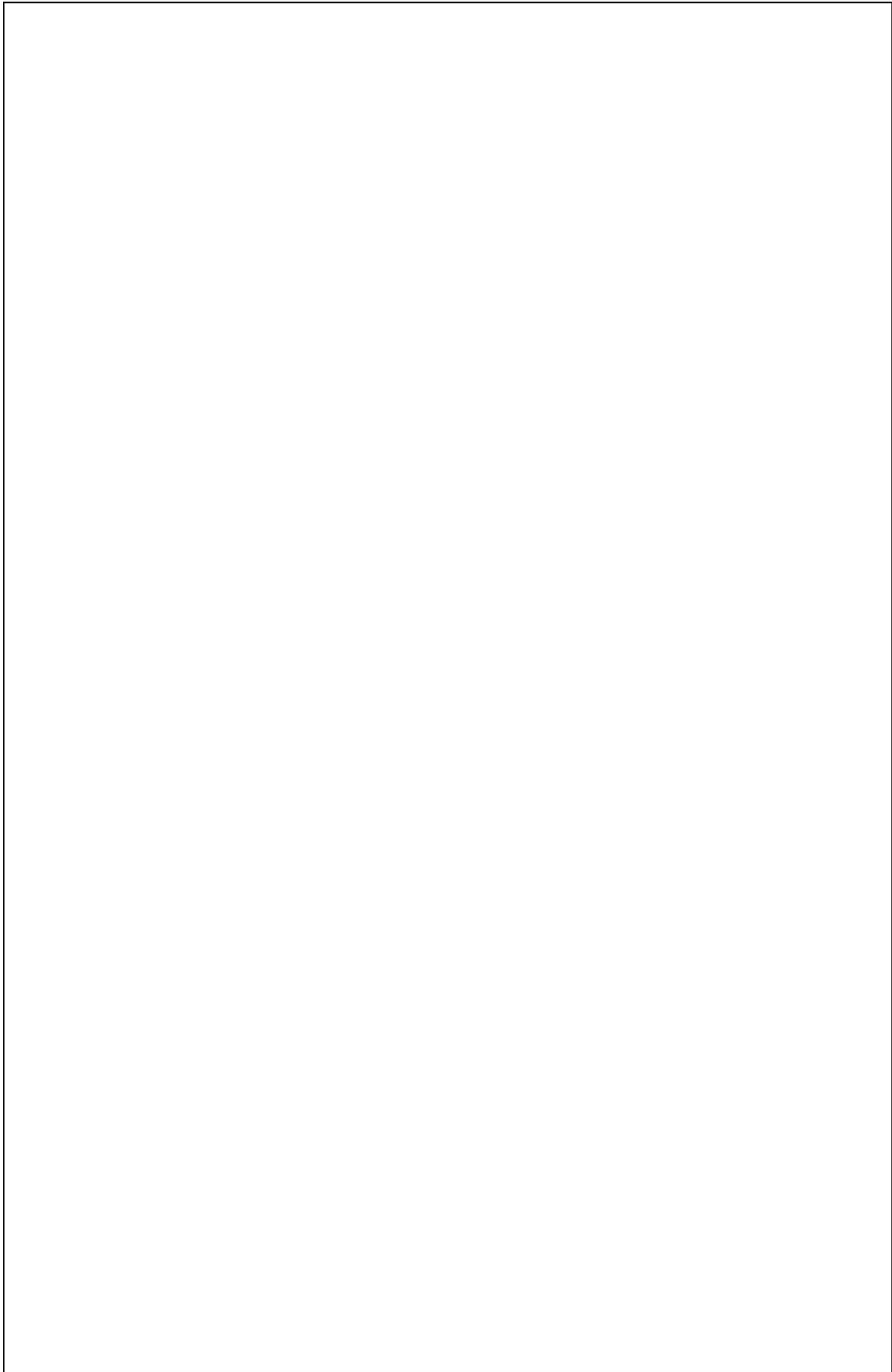
46. Hierbei riet auch die Eile und Not zu entsetzlichen Dingen; denn sie legten nicht selten mit lautem Geschrei auf den Holzstoß, den man für andere geschichtet, die Leichen der eigenen Verwandten, zündeten ihn dann mit der Fackel an und stritten sich oftmals lieber auf Mord und Tod, als daß sie von der Leiche wichen.



Epikur







§ 120 Epikuros grüßt den Menoikeus

1. Wer jung ist, soll nicht zögern zu philosophieren, und wer alt ist, soll nicht müde werden im Philosophieren.
2. Denn für keinen ist es zu früh und für keinen zu spät, sich um die Gesundheit der Seele zu kümmern.
3. Wer behauptet, es sei noch nicht Zeit zu philosophieren oder die Zeit sei schon vorübergegangen, der gleicht einem, der behauptet, die Zeit für die Glückseligkeit sei noch nicht oder nicht mehr da.
4. Darum sollen der Jüngling und der Greis philosophieren, der eine, damit er im Alter noch jung bleibe an Gütern durch die Freude am Vergangenen, der andere, damit er gleichzeitig jung und alt sei durch die Furchtlosigkeit vor dem Künftigen.
5. Wir müssen uns also kümmern um das, was die Glückseligkeit schafft: wenn sie da ist, so besitzen wir alles, wenn sie aber nicht da ist, dann tun wir alles, um sie zu besitzen.
6. Wozu ich dich andauernd gemahnt habe, das tue auch und kümmere dich nicht darum und begreife es als Elemente des guten Lebens.
7. Erstens halte Gott für ein unvergängliches und glückseliges Lebewesen, so wie die allgemeine Vorstellung von Gott im Menschen angelegt ist, und hänge ihm nichts an, was seiner Unvergänglichkeit fremd oder seiner Glückseligkeit unangemessen wäre.
8. Glaube vielmehr von ihm alles, was seine Glückseligkeit und Unvergänglichkeit zu sichern vermag.
9. Götter nämlich existieren; denn die Gotteserkenntnis hat sichtbare Gewißheit.
10. Sie sind aber nicht so, wie es die Leute meinen.
11. Denn die Leute halten gar nicht die Gedanken über die Götter fest, die sie haben.
12. Gottlos ist nicht der, der die Götter der Menge beseitigt, sondern der, der den Göttern die Ansichten der Menge anhängt.
13. Denn die Aussagen der Menge über die Götter sind nicht Vorahnungen, sondern falsche Vermutungen.
14. Darum entstehen von den Göttern her die größten Schädigungen für die Schlechten und auch Förderungen für die Guten.
15. Denn da die Götter durch und durch mit ihren eigenen Tugenden vertraut sind, akzeptieren sie nur Wesen, die ihnen ähnlich sind; doch alles, was nicht derart ist, schließen sie aus als fremd.
16. Gewöhne dich an den Gedanken, daß der Tod uns nichts angeht.
17. Denn alles Gute und Schlimme beruht auf der Wahrnehmung.
18. Der Tod aber ist der Verlust der Wahrnehmung.
19. Darum macht die rechte Einsicht, daß der Tod uns nichts angeht, die Sterblichkeit des Lebens genußreich, indem sie uns nicht eine unbegrenzte Zeit dazugibt, sondern die Sehnsucht nach der Unsterblichkeit wegnimmt.
20. Denn im Leben gibt es für den nichts Schreckliches, der in echter Weise begriffen hat, daß es im Nichtleben nichts Schreckliches gibt.
21. Darum ist jener einfältig, der sagt, er fürchte den Tod nicht, weil er schmerzen wird, wenn er da ist, sondern weil er jetzt schmerzt, wenn man ihn erwartet.
22. Denn was uns nicht belästigt, wenn es wirklich da ist, kann nur einen nichtigen Schmerz bereiten, wenn man es bloß erwartet.
23. Das schauerlichste Übel also, der Tod, geht uns nichts an; denn solange wir leben, ist der Tod nicht da, und wenn der Tod da ist, leben wir nicht mehr.
24. Er geht also weder die Lebenden an noch die Toten; denn die einen geht er nicht an, und die anderen existieren nicht mehr.
25. Die Menge freilich flieht bald den Tod als das ärgste der Übel, bald sucht sie ihn als Erholung von den Übeln im Leben.
26. Der Weise dagegen lehnt weder das Leben ab noch fürchtet er das Nichtleben.

27. Denn weder belästigt ihn das Leben, noch meint er, das Nichtleben sei ein Übel.

28. Wie er bei der Speise nicht einfach die größte Menge vorzieht, sondern das Wohlschmeckendste, so wird er auch nicht eine möglichst lange, sondern eine möglichst angenehme Zeit zu genießen trachten.

29. Wer aber dazu mahnt, der Jüngling solle edel leben und der Greis edel sterben, der ist töricht, nicht nur weil das Leben lebenswert ist, sondern auch weil die Sorge für ein edles Leben und diejenige für einen edlen Tod eine und dieselbe ist.

30. Noch viel schlimmer steht es mit dem, der sagt: „Das beste ist, nicht geboren zu sein - wenn man aber geboren ist, so eilig als möglich zu den Toren des Hades zu streben.“

31. Wenn er das nämlich aus Überzeugung sagt, warum scheidet er dann nicht aus dem Leben?

32. Dies steht ihm ja frei, wenn er wirklich zu einem festen Entschluß gekommen ist.

33. Wenn es aber bloßer Spott ist, so ist es ein einfältiger Spott bei Dingen, die Spott nicht vertragen.

34. Es ist ferner zu bedenken, daß die Zukunft weder vollständig in unserer Gewalt ist noch vollständig unserer Gewalt entzogen.

35. Wir werden also niemals erwarten, daß das Künftige sicher eintreten wird, noch daran verzweifeln, daß es jemals eintreten werde.

36. Ferner ist zu beachten, daß die Begierden teils natürliche, teils nichtige sind.

37. Von den natürlichen wiederum sind die einen notwendig, die anderen bloß natürlich.

38. Von den notwendigen endlich sind die einen notwendig zur Glückseligkeit, die anderen zur Ungestörtheit des Leibes, die dritten zum Leben überhaupt.

39. Eine unverwirrte Betrachtung dieser Dinge weiß jedes Wählen und Meiden zurückzuführen auf die Gesundheit des Leibes und die Beruhigkeit der Seele; denn dies ist die Erfüllung des seligen Lebens.

40. Um dessentwillen tun wir nämlich alles: damit wir weder Schmerz noch Verwirrung empfinden.

41. Sobald einmal dies an uns geschieht, legt sich der ganze Sturm der Seele.

42. Das Lebewesen braucht sich dann nicht mehr aufzumachen nach etwas, was ihm noch fehlte, und nach etwas anderem zu suchen, durch das das Wohlbefinden von Seele und Leib erfüllt würde.

43. Dann nämlich bedürfen wir der Lust, wenn uns die Abwesenheit der Lust schmerzt.

44. Wenn uns aber nichts schmerzt, dann bedürfen wir der Lust nicht mehr.

45. Darum nennen wir auch die Lust Anfang und Ende des seligen Lebens.

46. Denn sie haben wir als das erste und angeborene Gut erkannt, von ihr aus beginnen wir mit allem Wählen und Meiden, und auf sie greifen wir zurück, indem wir mit der Empfindung als Maßstab jedes Gut beurteilen.

47. Und eben weil sie das erste und angeborene Gut ist, darum wählen wir auch nicht jede Lust, sondern es kommt vor, daß wir über viele Lustempfindungen hinweggehen, wenn sich für uns aus ihnen ein Übermaß an Lästigem ergibt.

48. Wir ziehen auch viele Schmerzen Lustempfindungen vor, wenn uns auf das lange dauernde Ertragen der Schmerzen eine größere Lust nachfolgt.

49. Jede Lust also, da sie eine uns angemessene Natur hat, ist ein Gut, aber nicht jede ist zu wählen; wie auch jeder Schmerz ein Übel ist, aber nicht jeder muß natürlicherweise immer zu fliehen sein.

50. Durch wechselseitiges Abmessen und durch die Beachtung des Zuträglichen und Abträglichem vermag man dies alles zu beurteilen.

51. Denn zu gewissen Zeiten gehen wir mit dem Gut um wie mit einem Übel und mit dem Übel wiederum wie mit einem Gut.

52. Wir halten auch die Selbstgenügsamkeit für ein großes Gut, nicht um uns in jedem Falle mit Wenigem zu begnügen,

sondern damit wir, wenn wir das Viele nicht haben, mit dem Wenigen auskommen, in der echten Überzeugung, daß jene den Überfluß am süßesten genießen, die seiner am wenigsten bedürfen, und daß alles Naturgemäße leicht, das Sinnlose aber schwer zu beschaffen ist, und daß bescheidene Suppen ebensoviel Lust erzeugen wie ein üppiges Mahl, sowie einmal aller schmerzende Mangel beseitigt ist, und daß Wasser und Brot die höchste Lust zu verschaffen vermögen, wenn einer sie aus Bedürfnis zu sich nimmt.

53. Sich also zu gewöhnen an einfaches und nicht kostspieliges Essen verschafft nicht nur volle Gesundheit, sondern macht den Menschen auch unbeschwert gegenüber den notwendigen Verrichtungen des Lebens, bringt uns in eine zufriedenerere Verfassung, wenn wir in Abständen uns einmal an eine kostbare Tafel begeben, und erzeugt Furchtlosigkeit vor den Wechselfällen des Zufalls.

54. Wenn wir also sagen, daß die Lust das Lebensziel sei, so meinen wir nicht die Lüste der Wüstlinge und das bloße Genießen, wie einige aus Unkenntnis und weil sie mit uns nicht übereinstimmen oder weil sie uns mißverstehen, meinen, sondern wir verstehen darunter, weder Schmerz im Körper noch Beunruhigung in der Seele zu empfinden.

55. Denn nicht Trinkgelage und ununterbrochenes Schwärmen und nicht Genuß von Knaben und Frauen und von Fischen und von allem anderen, was ein reichbesetzter Tisch bietet, erzeugt das lustvolle Leben, sondern die nüchterne Überlegung, die die Ursachen für alles Wählen und Meiden erforscht und die leeren Meinungen austreibt, aus denen die schlimmste Verwirrung der Seele entsteht.

56. Für all dies ist der Anfang und das größte Gut die Einsicht.

57. Darum ist auch die Einsicht noch kostbarer als die Philosophie.

58. Aus ihr entspringen alle übrigen Tugenden, und sie lehrt, daß es nicht möglich ist, lustvoll zu leben ohne verständig, schön

und gerecht zu leben, noch auch verständig, schön und gut, ohne lustvoll zu leben.

59. Denn die Tugenden sind von Natur verbunden mit dem lustvollen Leben, und das lustvolle Leben ist von ihnen untrennbar.

60. Denn schließlich, wen könntest du höher stellen als jenen, der über die Götter fromme Gedanken hat und der hinsichtlich des Todes ohne Furcht ist, der das Endziel der Natur begriffen hat und der verstanden hat, daß die oberste Grenze des Guten leicht zu erfüllen und leicht zu beschaffen ist, daß aber die oberste Grenze des Übels entweder der Zeit oder dem Schmerze nach nur schmal ist?

61. Die Notwendigkeit aber, die einige als Herrin von allem einführen, verwirft er als leere Meinung.

62. Denn besser wäre es, sich dem Mythos von den Göttern anzuschließen, als sich zum Sklaven der Schicksalsnotwendigkeit der Naturphilosophen zu machen.

63. Denn der Mythos deutet die Hoffnung an, daß die Götter durch die ihnen erwiesenen Ehren beeinflussbar seien; das Schicksal aber hat eine unerbittliche Notwendigkeit.

64. Den Zufall aber hält der Weise weder für eine Gottheit, wie es die Menge tut - denn Gott tut nichts auf ungeordnete Weise -, noch hält er ihn für eine unstete Ursache; denn er glaubt nicht, daß durch ihn Gutes und Übles zum glückseligen Leben des Menschen gegeben werde, wohl aber, daß er den Ausgangspunkt großer Güter und Übel bilde.

65. Für besser hält er es, mit vernünftiger Überlegung Unglück zu haben als ohne Überlegung Glück zu haben.

66. Denn schöner ist es, wenn beim Handeln der rechte Entschluß nicht zur rechten Erfüllung kommt, als wenn ein unrechter Entschluß durch den Zufall zu rechter Erfüllung gelangt.

67. Dieses und was dazu gehört, überdenke Tag und Nacht in dir selber und zusammen mit dem, der deinesgleichen ist.

68. Dann wirst du niemals, weder im Wachen noch im Schlafen, beunruhigt wer-

den, und du wirst unter den Menschen leben wie ein Gott.

69. Denn keinem sterblichen Wesen gleicht der Mensch, der inmitten unsterblicher Güter lebt.

§ 121 Sprüche Epikurs

1. Man muß beachten, daß eine lange und eine kurze Rede auf dasselbe herauskommen.
2. Der Tod geht uns nichts an. Denn was sich aufgelöst hat, hat keine Empfindung. Was aber keine Empfindung hat, geht uns nichts an.
3. Denk daran, daß du, von sterblicher Natur und über begrenzte Zeit verfügend, durch die Erforschung der Natur die Unbegrenztheit und die Ewigkeit erklimmen hast und zu überblicken vermochtest Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges.
4. Wir sind ein einziges Mal geboren. Zweimal geboren zu werden ist nicht möglich. Die ganze Ewigkeit hindurch werden wir nicht mehr sein. Du aber bist nicht Herr des morgigen Tages und verschiebst immerzu das Erfreuliche. Das Leben geht mit Aufschieben dahin, und jeder von uns stirbt ohne Muße gefunden zu haben.
5. Einige rüsten sich ihr ganzes Leben hindurch zum Leben, und bemerken nicht, daß uns allen durch die Geburt das Gift des Todes beigeschüttet worden ist.
6. Ein jeder scheidet aus dem Leben, als sei er gerade geboren.
7. Übe dich im Sterben.
8. Die natürliche Gerechtigkeit ist eine Abmachung über das Zutragliche, um einander gegenseitig weder zu schädigen noch sich schädigen zu lassen.²
9. Für alle jene Lebewesen, die keine Verträge darüber schließen konnten, einander gegenseitig weder zu schädigen noch sich schädigen zu lassen, gibt es keine Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit. Ebenso auch bei den Völkern, die Verträge, einander gegenseitig weder zu schädigen noch sich schädigen zu lassen, entweder nicht schließen konnten oder nicht wollten.
10. Es gibt keine Gerechtigkeit an und für sich, sondern sie ist ein im gegenseitigen Verkehr an den beliebigen Orten und

² Ep 121, 8-13 enthalten die epikureische Lehre vom *Gesellschaftsvertrag*, die zur Grundlage der gesamten modernen Staatstheorie wurde.

Zeiten geschlossener Vertrag, einander gegenseitig weder zu schädigen noch sich schädigen zu lassen.

11. Im Bezug auf das Gemeinwesen ist die Gerechtigkeit für alle dasselbe; denn sie ist ja das Zutragliche in der gegenseitigen Gemeinschaft. Dagegen ergibt sich je nach den Verschiedenheiten des Landes und der sonstigen Bedingungen nicht für alle dasselbe als gerecht.

12. Was unter dem, was für gerecht gehalten wird, sich auch tatsächlich als zuträglich erweist für die Bedürfnisse der gegenseitigen Gemeinschaft, das nimmt den Ort der Gerechtigkeit ein, mag es für alle dasselbe sein oder nicht. Erläßt aber einer ein Gesetz, das nicht zuträglich für die gegenseitige Gemeinschaft wirkt, dann hat dies nicht mehr die Natur der Gerechtigkeit. Und wenn das im Sinne des Zutraglichen Gerechte sich verändert, aber doch eine Zeit hindurch jener Vorstellung entsprach, so war es eben nichtsdestoweniger für jene Zeit gerecht für alle jene, die sich nicht durch leere Worte selbst verwirren, sondern auf die Tatsachen schauen.

13. Wo, ohne daß die Verhältnisse sich geändert hätten, das für gerecht Gehaltene in der Ausführung selbst sich als jener Vorstellung nicht entsprechend erweist, da ist es faktisch nicht gerecht. Wo aber nach Veränderung der Verhältnisse dieselben Rechtssätze nicht mehr zuträglich sind, da waren sie damals gerecht, als sie der gegenseitigen Gemeinschaft der Bürger zuträglich waren. Später aber waren sie nicht mehr gerecht, als sie nicht mehr zuträglich waren.

14. Bei den meisten Menschen ist die Ruhe nichts als Erstarrung und die Bewegung nichts als Raserei.

15. So wie wir unsere eigene Art hochschätzen, mag sie tüchtig sein und von den Menschen bewundert oder nicht, so muß man auch die Art der Nächsten schätzen, wenn sie anständig sind.

16. Keiner sieht ein Übel und wählt es, sondern man läßt sich täuschen und hält es

für ein Gut und wird eingefangen durch das Übel, das größer ist als das Gute.

17. Von den Begierden sind die einen natürliche und notwendige, die andern natürliche, aber nicht notwendige, die dritten weder natürliche noch notwendige, sondern auf Grund leeren Meinens entstehend.

18. Die Naturwissenschaft macht die Menschen nicht zu geschäftigen Prahlern und Schwätzern und nicht zu solchen, die die von der Menge hochgeschätzte Bildung zur Schau stellen, sondern zu Selbstbewußten und Selbstgenügsamen, die nicht auf den Wert der äußeren Dinge, sondern auf ihre eigenen Güter stolz sind.

19. Dafür, daß die Lust das Lebensziel ist, liegt der Beweis darin, daß die Lebewesen von Geburt an daran Gefallen finden, dagegen dem Schmerze naturgemäß und ohne Überlegung sich widersetzen.

20. Ich dagegen rufe die Menschen zu andauernden Lustempfindungen und nicht zu leeren und sinnlosen Tugenden, deren Früchte man nur voller Unruhe erhoffen kann.

21. Über nichts empfindet die Seele mehr Freude und Stille als über die gegenwärtigen und erwarteten Lustempfindungen des Körpers.

22. Es ist nicht möglich, lustvoll zu leben, ohne daß man vernunftgemäß, schön und gerecht lebt, noch vernunftgemäß, schön und gerecht ohne lustvoll zu leben. Wer dies nicht besitzt, der kann nicht lustvoll leben.

23. Keine Lust ist an sich ein Übel. Aber das, was bestimmte Lustempfindungen erzeugt, bringt Beschwerden mit sich, die die Lustempfindungen um ein Vielfaches übersteigen.

24. Der größte Lohn der Selbstgenügsamkeit ist die Freiheit.

25. Du mußt der Philosophie dienen, damit du die wahre Freiheit erlangst.

26. Ein Übel ist der Zwang, aber es besteht kein Zwang, unter Zwang zu leben.

27. Wenn du nach der Natur lebst, wirst du niemals arm. Wenn du nach den Meinungen lebst, wirst du niemals reich.

28. Zieh dich vor allem dann in dich selbst zurück, wenn du gezwungen bist, dich unter den Leuten aufzuhalten.

29. Ich habe mich niemals darum bemüht, den Leuten zu gefallen. Denn was jenen gefiel, habe ich nicht gelernt, und was ich mir angeeignet habe, das lag weit ab vom Begreifen der Leute.

30. Lebe im Verborgenen!

31. Befreien muß man sich aus dem Gefängnis der Geschäfte und der Politik.

32. Der Weise wird sich nicht an der Politik beteiligen und nicht Herrscher sein wollen.

33. Von allem, was die Weisheit zur Glückseligkeit des ganzen Lebens bereit hält, ist weitaus das Größte die Erwerbung der Freundschaft.

34. Der naturgemäße Reichtum ist begrenzt und leicht zu beschaffen, der durch eitles Meinen erstrebte läuft dagegen ins Grenzenlose aus.

35. Der größte Reichtum von allem ist die Selbstgenügsamkeit.

36. Nichts genügt dem, dem das Genügende zu wenig ist.

37. Wem das Seinige nicht ausreicht, der ist arm, auch wenn er der Herr der ganzen Welt wäre.

38. Die Armut, die ihr Maß am Endziel der Natur hat, ist ein großer Reichtum. Der Reichtum, der keine Grenze hat, ist eine große Armut.

39. Wenn du einen Menschen glücklich machen willst, dann füge nichts seinem Reichtum hinzu, sondern nimm ihm einige von seinen Wünschen.

40. Durch tierische Tätigkeit wird zwar eine Masse von Besitz angehäuft, dafür aber ein jammervolles Leben geführt.

41. Besser ist es für dich, auf Spreu zu liegen und guten Muts zu sein als ein goldenes Ruhebett und eine reiche Tafel zu besitzen und in Unruhe zu leben.

42. Was glücklich und unvergänglich ist, hat weder selber Sorgen, noch bereitet es anderen solche. Es hat also weder mit Zorn noch mit Gunst etwas zu schaffen. Denn alles Derartige gehört zur Schwäche.

43. Mach dir deine eigenen Götter, und unterlasse es, dich mit einer schnöden Religion zu beflecken.
44. Wenn Gott die Gebete der Menschen erfüllen würde, wären schon lange alle Menschen zugrunde gegangen, da sie andauernd viel Schlimmes gegeneinander erbitten.
45. Einfältig ist es, von den Göttern zu erbitten, was einer sich selber hinlänglich beschaffen kann.
46. Entweder will Gott die Übel beseitigen und kann es nicht, oder er kann es und will es nicht, oder er kann es nicht und will es nicht, oder er kann es und will es.
47. Wenn er nun will und nicht kann, so ist er schwach, was auf Gott nicht zutrifft.
48. Wenn er kann und nicht will, dann ist er mißgünstig, was ebenfalls Gott fremd ist.
49. Wenn er nicht will und nicht kann, dann ist er sowohl mißgünstig wie auch schwach und dann auch nicht Gott.
50. Wenn er aber will und kann, was allein sich für Gott ziemt, woher kommen dann die Übel und warum nimmt er sie nicht weg?³

³ Ep 121,46-50 Laktanz schrieb diese treffende Theodizee Epikur zu. Ob zu Recht, ist umstritten. Sie ist aber so gut, daß sie meines Erachtens in der Tat nur von Epikur sein kann.